Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 6 (1944)

Artikel: Auf den Spuren simmentalischer Höhlenbärenjäger
Autor: Volmar, F.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-240378

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AUF DEN SPUREN SIMMENTALISCHER HÖHLENBÄRENJÄGER

Von F. A. Volmar.

Forscher an der Arbeit.

Ein Juchzer tönt von der schroffen Höhe des nahen Stockhorns in die einsame simmentalische Alpenwelt da hinten. Er mag dem unerwartet schönen Augusttag gelten, in dessen heißem, aber klaren Licht immer noch blumiges Mattengrün aus einem Wirrsal muldenförmiger Tälchen und Tobel und Kessel über baumlose Steilhänge und helle Felsköpfe bis zu den zerklüfteten, sträucherbewachsenen Gräten hinaufsteigt. Vielleicht auch den beiden tannenumstandenen Seelein dort unten mit dem zarten Geglitzer auf dunkel verschwiegenem Spiegel: zwei sich nahe, aber kaum sich ahnende Einsiedler, jeder sinnend und träumend in eigener abgeschiedener und doch nahverwandter zeitloser Umwelt.

«Juhuhui!» — Oder gilt's den Männern, die sich da drüben vor dem Loch am Felshang zu schaffen machen? Ihrer sechs kann man mit dem Fernglas unterscheiden: zwei sitzen auf schlankem Tannenstamm, den sie über einen die Höhle bis auf den Felsgrund von außen her öffnenden und bereits bis hinter die Trauflinie gegrabenen Schacht gelegt haben, und mit behutsam gehandhabten kleinen Pickeln und Hacken tragen sie weiter Schicht um Schicht des in Quadratmeter abgesteckten Terrains ab. Öfters klauben sie etwas aus dem aufgelockerten Schutt oder Lehm und legen es sorgfältig beiseite, und immer wieder schreibt der ältere von ihnen eifrig in ein großes Notizbuch. Es sind zwei als erfahrene Ausgräber bekannte Brüder, die hier mit ihrem Freund und Kollegen nach Höhlenbärenresten und Knochen- und Steinwerkzeugen urzeitlicher Jäger fahnden.

Wir sind inzwischen der «Chilchli» genannten Höhle auf felsigen Pfaden näher gekommen, sind hinzugetreten und können die interessante Arbeit, die so viel Sorgfalt, Geduld und Ausdauer erfordert, deutlich verfolgen und uns dies und das erklären lassen. Auf dem Felsband neben der Höhle oben sitzt der dritte der unermüdlichen Forscher, bald mit der Lupe die letzten Fundstücke prüfend, bald wieder emsig schreibend. Stück um Stück der gewaschenen, an der Sonne getrockneten und nun bereits auch mit der Tuschfeder

numerierten Funde — darunter viele unscheinbare Fragmente — wird von ihm soweit möglich bestimmt und mit Hilfe seines diesmal wieder assistierenden, sonst aber maschinentechnisch tätigen Sohnes nach Schicht und Quadratmeter in das Fundbuch eingetragen. Die letztes Jahr begonnene fortlaufende Numerierung wird die Zahl 2900 bald erreicht haben. Mit welcher Behutsamkeit man hier am Werk ist, erkennen wir aber auch an der umsichtigen Behandlung des Schichtenprofils, das, weil für die geologische Untersuchung und Deutung und damit für die zeitliche Bewertung und Einreihung der Funde sehr wichtig, bei jedem neuen Quadratmeter in zeitraubender farbiger Zeichnung auf Millimeterpapier festgehalten wird. Auch die fleißige Führung des Tagebuches oder Grabungsjournals wird nicht versäumt; in ihm werden die Fundumstände und überhaupt alles, was während der Grabung an Bemerkenswertem wahrzunehmen ist, sogleich an Ort und Stelle notiert. Wir sehen uns die bereits in einer Tiefe von über 2 Meter freigelegten, mehr oder weniger scharf voneinander getrennten Schichten an, die im Verlaufe vieler Jahrtausende durch das Wasser oder das Eis abgelagert, durch Gesteinsverwitterung oder Deckensturz gebildet worden sind.

Auf der andern Seite des Höhleneingangs sitzt in luftiger Höhe auf einem Felsblock ein Hirtenjunge und wäscht die ihm jeweilen auf einer Schindel gereichten, je einer der verschiedenen Schichten entnommenen Fundstücke in zwei kleinen Wasserbecken. Er weiß, daß er auf den beigegebenen Zettelvermerk über Quadratmeter und Fundschicht genau zu achten und die Fundstücke vorsichtig anzufassen und zu reinigen hat. Diese Prozedur an einem besonders großen Höhlenbärenzahn oder Knochenstück vornehmen zu können, bereitet ihm eine freudige Genugtuung, die dann und wann sogar schon in sachkundiger lateinischer Benennung des Objektes zum Ausdruck kommt. Unten stopft sich sein Vater gerade die Pfeife, setzt das Kraut in Brand und schaufelt wieder wachsamen Auges das durchsuchte Material weg und verfehlt nicht, ein etwa entwischtes Stück zu nachträglicher Behandlung und Bestimmung beiseite zu legen.

Eine angenehme Unterbrechung in der täglichen Arbeit bildet der Besuch dieses oder jenes Prominenten. Dr. Ed. Gerber vom Naturhistorischen Museum Bern stieg während der ersten Grabung im Sommer 1942 zu dieser neuen Fundstelle hinauf, Prof. Dr. O. Tschumi vom Bernischen Historischen Museum, das auch diese Grabungen unterstützt, hat dem Chilchli und seinen wackeren Ausgräbern in Begleitung des Simmentaler Geologen E. Genge 1943 einen zweitägigen Besuch abgestattet, und auch der Höhlenbärenspezialist Dr. F. Ed. Koby aus Basel hat sich das Chilchli angesehen. An einer sonntäglichen Führung durch die Ausgräber im August 1943 haben ca. 50 Personen, darunter viele Simmentaler, teilgenommen.

Abends kehren die Forscher in die eine gute halbe Stunde vom Fundort entfernte einsame Sennhütte zurück, machen Feuer am urtümlichen Herd und setzen sich im Stübli zum einfachen Mahl um den bescheidenen Holz-

tisch. Schon weht es kühl über die dämmerige Alp, und durch die kleinen Fenster leuchten die Schneeberge im letzten Licht. Man besieht sich noch einmal die interessantesten Funde des heutigen Tages, an die sich neue Vermutungen und Erwägungen knüpfen, und beim Schein der einfachen Petrollampe wird diese oder jene Notiz ergänzt. Früh geht man aufs Stroh oder ins Heu, um anderntags wieder beizeiten mit der Arbeit zu beginnen.

Vom Höhlenbär und seinen Jägern.

Bevor wir nun weiter über die drei Ausgräber und ihre Forschungsergebnisse berichten, wollen wir uns ein wenig über die Geschöpfe — Tier und Mensch — jener kaum faßbar fernen Zeiten, denen ihre Arbeit gilt, zu orientieren versuchen.

Der *Höhlenbär* war bedeutend größer als der in Ausmaß und Aussehen ja allerdings stark variierende heutige europäische Braunbär. Die größten Bären und damit die größten lebenden «Landraubtiere» der Erde kommen heute noch (wollen wir hoffen) auf der nordostsibirischen Halbinsel Kamtschatka und auf der Alaska vorgelagerten Insel Kodiak vor. Auf den Hinterfüßen stehend, ragt ein Kodiak-Bär ca. 3—4 m hoch auf. Diese Kamtschatka-Bären[1] und die möglicherweise von ihnen abstammenden, noch größeren Alaska-Riesenbären dürften in ihren Ausmaßen den allerdings gedrungener und plumper wirkenden großwüchsigen Höhlenbären wenig nachstehen oder ebenbürtig sein; ihre Lebensweise und ihre zu einem großen Teil pflanzliche Nahrung erlaubt auch einige Rückschlüsse auf das Dasein des Höhlenbären. Auch dieser dürfte sich vornehmlich (oder je nach Gelegenheit mehr oder weniger) von pflanzlicher Kost ernährt haben. Er war in der klimatisch milden, letzten (dritten) Zwischeneiszeit, in welcher die Waldgrenze noch höher als heute hinaufreichte, in fast allen europäischen Gebirgsgegenden stark verbreitet. Wie die im letzten Jahrhundert und vielleicht auch heute noch in Kamtschatkas Bergwelt mitunter herdenweise weidenden Braunbären, fanden die Höhlenbären in den Regionen der oberen Waldgrenze reichlichen Beeren-, Kräuter- und Graswuchs. Daselbst gingen dann und wann auch Höhlenlöwe, Höhlenpanther, Alpenwolf, Fuchs und Marder ihrer Beute nach, denn Steinbock, Gemse, Hirsch, Hase, Murmeltier hatten hier gute Weide.

Knochen und Zähne des Höhlenbären haben sich, vielfach mit Knochen- und Steinwerkzeugen urzeitlicher Jäger, in Höhlen Österreichs, Böhmens, Mährens, Jugoslawiens, der Karpathen, Frankreichs, Belgiens, Deutschlands, der Schweiz und auch im Kaukasus z. T. massenhaft gefunden. Von den bis 1941 festgestellten 239 urgeschichtlichen Höhlenrastplätzen Groß-Deutschlands sind 103 Höhlenbärenfundstellen; 60 von diesen, und zwar 36 in Öster-

[1] Kamtschatkablütig sind auch der sich durch lustige Gesten auszeichnende prächtige, hochbeinige, dunkelbraune, 12jährige Bär «Moritz» im Berner Bärengraben, der aufrechtstehend ca. 2,5 m mißt, sowie die 20jährige Bärin «Berna».

reich, enthalten vorwiegend oder fast ausschließlich Höhlenbärenreste[2]. In der 490 m langen Drachenhöhle bei Mixnitz an der Murr (Steiermark), 949 m ü. M., sollen nach O. Abel[2a] in einem Zeitraum von 10 000 Jahren etwa 30 000 bis 50 000 Höhlenbären teils eines natürlichen Todes verendet, teils von Jägern erschlagen worden sein.

Schweizerische Funde des Höhlenbären waren zuerst hauptsächlich nur aus schwyzerischen und ostschweizerischen Höhlen bekannt, letztere berühmt geworden durch die systematischen Ausgrabungen 1904—1927 von Dr. h. c. Emil Bächler im Wildkirchli (Säntis), im Drachenloch ob Vättis (Taminatal) und im Wildenmannlisloch (Churfirsten). Der Hauptteil aller Funde dieser drei Höhlen ist in sehr anschaulicher Weise in dem von Emil Bächler seit 1902 betreuten Heimatmuseum in St. Gallen untergebracht.

In den drei genannten ostschweizerischen Höhlen sind Reste von je ca. 1000 Höhlenbären, und zwar, wie Bächler annimmt, sozusagen ausnahmslos von Beutetieren stammend, zum Vorschein gekommen. Diese auf den ersten Blick erstaunlich hohe Zahl — der nur 0,5 % Beutereste von Löwe, Panther, Wolf, Dachs, Fuchs, Marder, Hirsch, Steinbock, Gemse, Murmeltier, Schneehase gegenübersteht — läßt unwillkürlich an ein ungemein reiches Vorkommen des Höhlenbären denken; sie wirkt indessen ziemlich bescheiden, wenn man überlegt, daß die Jagdzüge der Altsteinzeitmenschen sich auf Jahrhunderte und Jahrtausende verteilen. Der Geologe und Paläontologe W. Soergel, der das Massenvorkommen von Höhlenbärenresten eingehend untersucht hat[3] und z. B. beim Drachenloch ob Vättis mit einer Bildungsdauer der Fundschichten von allermindestens 2000 Jahren rechnet, kommt zum Schluß, daß wenn auf einzelnen Jagdzügen maximal 10 Bären erlegt worden wären, bei einer Gesamtbeute von 1000 Bären auf 100 Jagdzügen im Verlaufe von 2000 Jahren ein durchschnittlich alle 20 Jahre erfolgtes Erscheinen einer Jägerhorde am Drachenberg angenommen werden könne. «Aber auch eine durchschnittliche Beute von 5, eine gelegentliche maximale Beute von 10 Bären auf den einzelnen, um Jahre auseinanderliegenden Jagdzügen würde nicht auf eine ungewöhnliche Häufigkeit des Höhlenbären schließen lassen. 3—4 Höhlenbärenfamilien im ganzen Jagdgebiet am Drachenberg würden genügen, diese Jagdbeute zu liefern, ohne daß der Höhlenbär dieses Gebietes durch einen solchen periodischen Aderlaß in seinem Bestand gefährdet gewesen wäre.»

Dieser Forscher glaubt daher nicht an eine besondere Wirtschaftsgruppe spezialisierter Höhlenbärenjäger. Immerhin dürfte die Jagdbeute nicht immer in die Höhle geschleppt worden sein, so daß die Zahl der erlegten Tiere vielleicht doch beträchtlich größer ist.

---

[2] Lothar F. Zotz, Eine Karte der urgeschichtlichen Höhlenrastplätze Großdeutschlands. Jahrb. «Quartär» III, Berlin 1941.

[2a] O. Abel und G. Kyrle. Die Drachenhöhle bei Mixnitz, Wien 1931.

[3] W. Soergel, Die Massenvorkommen des Höhlenbären. Ihre biologische und ihre stratigraphische Deutung. Jena 1940.

Dessenungeachtet hat sich die früher gelegentlich vertretene Ansicht, der Paläolithiker[4] habe durch eine intensiv betriebene Jagd das Verschwinden verschiedener diluvialer Tierarten und so auch des Höhlenbären bewirkt oder in wesentlichem Maße mitverschuldet, gerade auch im Falle des Ursus spelaeus als unrichtig erwiesen. Vielmehr war der Mensch Zeuge der fortschreitenden Degeneration, Verkümmerung und Verzwergung dieser einst in kräftigster Entfaltung begriffenen Bärenspezies. Sie stellt übrigens eine frühe Abzweigung von einem bis ins Tertiär zurückgehenden gemeinsamen Bärenstamm dar und gehört daher nicht etwa in die Vorfahrenreihe des erst aus dem Jungpaläolithikum als Zeitgenosse des Höhlenbären bekannten heutigen Braunbären, dessen Vorform als mindestens so alt, wenn nicht bedeutend älter, als der weitgehend spezialisierte Höhlenbär ist.

Die Degenerierung beginnt nach O. Abel auf Grund seiner und anderer Forscher Untersuchungen an den massenhaften Knochenresten aus der Drachenhöhle bei Mixnitz in der Nordsteiermark bereits in der Zeit optimaler Lebensbedingungen, etwa in der ersten Hälfte der letzten Zwischeneiszeit, in der sich auch jene Individuen fortpflanzen konnten, die mit rheumatischen, rachitischen und andern z. T. durch das Höhlenleben bedingten Schäden behaftet waren. Solche aus deutschen und österreichischen Höhlen bekannte Knochendeformationen fehlten sozusagen gänzlich in den drei ostschweizerischen Höhlen, die nach Bächler keine Daueraufenthalte des lebenden Höhlenbären gewesen waren; dagegen haben sich auch hier Belege für die bei den Mixnitzer Höhlenbären häufige ungenügende Entwicklung des Unterkieferknochens und anormaler Zahnstellungen gefunden. An ungenügende Ernährung infolge beginnender Klimaverschlechterung lassen die von Bächler bei Funden aus dem Wildenmannlisloch wahrgenommenen Schrumpfungserscheinungen der Zahnsubstanz denken.

Deutlich ersichtlich aus den Fundschichten sowohl der ostschweizerischen Höhlen wie der Mixnitzer Drachenhöhle und der seit 1924 erforschten Salzofenhöhle im Salzkammergut ist als letzte Phase der degenerativen Entwicklung die fortschreitende Verzwergung des Höhlenbären. Die letzte große Vergletscherung rückte heran, die Winter wurden länger, die Ernährungsmöglichkeiten immer karger, und so endeten diese Alpen-Höhlenbären — die (wie Heinz Bächler als Mitarbeiter Emil Bächlers annimmt) vielleicht von einst aus tieferen Gebieten eingewanderten großen Formen abstammten — als eine Zwergrasse mit wahren Kümmer- und Hungerformen. Sie hat nach E. Bächler in den ostschweizerischen Höhlen wohl noch den Anfang der letzten Eiszeit erlebt, sie aber nicht überstanden.

Das heißt indessen nicht, daß der Höhlenbär nun überhaupt ausgestorben gewesen sei. Ohne besonders auffällige Degenerationserscheinungen haust er

[4] Paläolithikum: Altsteinzeit, von griechisch palaios: alt, lithos: Stein; Mesolithikum: Mittelsteinzeit, von griechisch meso: mittel, zwischen; Neolithikum: Jung- oder Neusteinzeit, von griechisch neos: neu.

noch lange nachher in tieferen Lagen, so nach Stehlin in Cotencher im Neuenburger Jura (659 m), wo er neben dem Renntier erscheint und als Jagdbeutetier des Moustérienmenschen dominiert, so nach Soergel in schwäbischen, fränkischen, nordwestdeutschen, belgischen, ungarischen und polnischen Höhlen, wo sich seine Reste neben solchen von Kaltformen wie Mammut, Wollnashorn, Renntier, Eisfuchs und Schneehase als Jagdwild der Aurignacien- und Solutréen-Jäger finden. Ja, er scheint sich nach Beuterestefunden in ungarischen Höhlen, in schweizerischen und deutschen Jurahöhlen sogar bis ins nacheiszeitliche Magdalénien gehalten zu haben, und wir werden noch sehen, daß er vielleicht sogar im Berner Oberland sein Leben länger, als bisher angenommen, zu fristen vermochte.

*

In verschiedenen Einzeldarstellungen und in einem 1940 erschienenen zusammenfassenden großen wissenschaftlichen Werk hat Emil Bächler die Ergebnisse eines von hingebender Arbeit erfüllten Forscherlebens niedergelegt und uns Umwelt und Dasein des von ihm erstmals nachgewiesenen, hauptsächlich den Höhlenbären jagenden «alpinen Urmenschen» nahegebracht[5]. In dieser grundlegenden, erstaunlich vielseitigen Monographie, die unzählige wertvolle Hinweise enthält, sind die Stein- und die mutmaßlichen Knochenwerkzeuge des *Höhlenbärenjägers*, ihre Anfertigung, Handhabung und vielfache Verwendbarkeit Gegenstand besonders eingehender Untersuchungen.

Die in den ostschweizerischen Höhlen als Beutetiere gefundenen Höhlenbären haben sich als meist jüngere Exemplare erwiesen, denen die Altsteinzeitjäger wohl besser beikommen konnten, als den riesenstarken und erfahrenen erwachsenen Tieren. Denn die Menschen dieses schätzungsweise wenigstens rund 125 000 Jahre zurückliegenden Zeitalters — dem möglicherweise, wie Dennert, Menghin u. Schmidt annehmen, noch eine Holz-Knochen-Zeit vorausgegangen war — verfügten wahrscheinlich noch nicht über Pfeil und Bogen, und ihre gegenüber den mutmaßlichen Knochengeräten in der Minderzahl bleibenden primitiven *Steinwerkzeuge* waren noch nicht wie in der Jungsteinzeit, der ältesten Zeit der Pfahlbauer (ca. 5000—2000 v. Chr.), ge-

---

[5] «Das alpine Paläolithikum der Schweiz im Wildkirchli, Drachenloch und Wildenmannlisloch», 263 S. Dazu ein Tafelband mit 135 Abbildungen auf 115 Kunstdruckblättern. (Bd. II der Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, herausgegeben von der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, Basel 1940.) — Wie schon im Titel angedeutet und im Untertitel: «Die ältesten menschlichen Niederlassungen aus der Altsteinzeit des Schweizerlandes» betont, betrachtet der Verfasser die ähnlichen altpaläolithischen Stationen der Schweiz als weniger alt und deshalb nicht eigentlich zu dem von ihm begründeten Alpinen Paläolithikum gehörend.

Kurz und trefflich orientieren die gemeinverständlichen kleinen Schriften von E. Bächler, Aus der ältesten Urgeschichte unseres Landes (St. Gallen 1930) und E. Egli, Die Urbewohner der Schweiz im Eiszeitalter (Tornister-Bibliothek, Heft 9, Zürich 1940). — Siehe auch Hugo Obermaier, Der alpine Höhlenbär und seine diluvialen Jäger. «Bulletin de la Société fribourgeoise des Sciences naturelles», Bd. XXXV, 1940.

schliffen, sondern sie waren im alpinen Paläolithikum ziemlich roh und formlos zugeschlagen, meist aus dem harten, splitternden Quarzit, und vermutlich teilweise in Holz gefaßt. Immerhin vermag man aus diesen gegenüber ungefähr gleichaltrigen und späteren französischen Feuersteingeräten der Altsteinzeit zum Teil noch grobschlächtig wirkenden und eine «Erststufe primitiver Abschlägetechnik» darstellenden Steinwerkzeugen doch schon gewisse sich wiederholende Formen zu unterscheiden: Schlaghämmer, Messer, Schaber, Kratzer, Bohrer. Sie dienten nach Bächler zum Zerkleinern der Jagdbeute und zur Anfertigung von Holz- und Knochenwerkzeugen.

Die noch umstrittenen *Knochenwerkzeuge* sollen hauptsächlich zum Enthäuten der erlegten Tiere und zur Fellbearbeitung benutzt worden sein, wie das bei einigen Eskimostämmen heute noch üblich ist. Als 1904 bei der ersten Grabung im Wildkirchli neben zahlreichen Höhlenbärenknochen mit scharfen und rauhen Kanten vereinzelte auffallend gerundete und geglättete Knochenstücke zum Vorschein kamen, wurden diese von den als Ausgrabungsgehilfen tätigen Bergbauern spontan als Werkzeuge des Höhlenbärenjägers erklärt, und nicht wenig erstaunt zeigte sich Bächlers Mitarbeiter, Wildkirchli-Wirt Franz Dörig, glichen doch weitere Fragmente genau «den abgestumpften und abgefeilten Haustierknochen, deren er sich selbst bei der Gemsjagd bediente, um das Fell der Tiere rasch und ohne Beschädigung abzuziehen. Auf späteren Jagden hatte er Gelegenheit, sich von der praktischen Brauchbarkeit der aus dem Höhlenlehm gehobenen Werkzeuge zu überzeugen, und er hat sich über die Geschicklichkeit des Höhlenbärenjägers sehr lobend ausgesprochen.»

Der Annahme einer zweifellos sehr naheliegenden und sowohl durch eine schon im ältesten Abschnitt des französischen Jungpaläolithikums vorhandene, bereits die Ornamentik kennende höhere Stufe der Knochenbearbeitung wie durch völkerkundliche Parallelen und neuere urgeschichtliche Funde[6] denn auch als höchst wahrscheinlich sich erweisenden altpaläolithischen Verwendung gewisser mehr oder weniger zugerichteter Knochen als Werkzeuge oder Waffen, einer behelfsmäßigen Benützung gewisser Knochenbruchstücke zur Fellbehandlung — der praktische Gebrauch solcher Geräte ist vom bekannten Gerbereitechniker Gansser-Burckhardt experimentell bestätigt worden — stehen indessen verschiedene Forscher skeptisch oder ablehnend gegenüber. Auf Grund experimenteller Untersuchungen glauben sie auffallend übereinstimmende Formen, Kantenrundung, Politur und Handpaßlichkeit zahlreicher Stücke verschiedener Herkunft mit natürlichen Vorgängen erklären zu können. Rollung und andere Einwirkungen durch Wasser

[6] E. Bächler, Das alpine Paläolithikum der Schweiz, Basel 1940; W. Schmidt, Völkerkunde und Urgeschichte in gemeinsamer Arbeit an der Aufhellung ältester Menschheitsgeschichte. Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern, 1941 (Verlag P. Haupt, Bern 1942). — Obermaier (1940, s. Anm. 5) zweifelt nicht am Werkzeugcharakter der betr. Höhlenbären-Knochenstücke, deren Deutung als Gerbereigeräte ihm gesichert scheint.

verschiedener Herkunft, Gefrieren und Auftauen, chemische Einflüsse und nach Koby vor allem Trockenschliff (charriage à sec) durch die über die Skelette in der Höhle verendeter Individuen hin- und hergegangenen Generationen von Höhlenbären sollen die wahren Faktoren zur Bildung dieser «Pseudo-Instrumente» gewesen sein. Ihre verblüffend übereinstimmenden Formen werden als durch die gesetzmäßige, auch beim Zerfall jeweilen gleichmäßig sich auswirkende Struktur der betreffenden Knochen bedingt erklärt, und es wird darauf hingewiesen, daß solche oder ähnliche scheinbar als Werkzeuge geformte Knochenstücke auch in sehr wahrscheinlich niemals vom Menschen betretenen Höhlen und sogar in etlichen Jahrhunderttausenden älteren tertiären Schichten gefunden worden sind[7].

Hier auf das Für und Wider in allen Einzelheiten einzugehen, würde viel zu weit führen. Die von den Gegnern der Knochenwerkzeuge vorgebrachten Einwände sind gewiß beachtenswert und erheischen weitere Untersuchungen. Warum haben sich die von ihnen angenommenen natürlichen Faktoren bei oft gleichen mechanischen und chemisch-physikalischen Verhältnissen nur an einer verhältnismäßig sehr kleinen Zahl von Knochenstücken — eben den mutmaßlichen Werkzeugen — ausgewirkt? Und wie läßt sich durch sie die im Drachenloch und im Wildenmannlisloch mehrfache Erscheinung einer Sortierung und Magazinierung von ca. 20—30 Exemplaren gleichartiger, sowohl geglätteter wie kantiger (vermutlich als Werkzeuge benutzter und als solche vorgesehener) und also von verschiedenen Individuen stammender Knochenbruchstücke erklären? Oder ein anderes Beispiel: In der Potockahöhle in Jugoslawien fand man in ein und derselben Schicht nah beieinander zwei Bruchstücke eines Höhlenbärenknochens (Ulna), das eine scharfkantig, das andere stark abgerundet, aber beide genau zusammenpassend. «Hieraus vermögen wir nur den Schluß zu ziehen, daß man das eine Stück eben zu irgendwelchen Verrichtungen gebrauchte, während das andere ungenutzt liegen blieb», schreibt Zotz 1939 (Anm. 10). — Was hindert uns, schließlich anzunehmen, daß es neben durchaus denkbaren Knochenwerkzeugen auch täuschend ähnliche «Naturspiele» gibt?

*

Als ergiebiges Großwild lieferte der Höhlenbär den zwischeneiszeitlichen und eiszeitlichen Jägern Fleisch, Blut, Knochenmark, Fell und Sehnen (als Näh- oder Bindemittel), und gewisser Röhrenknochen dieses Tieres bedienten sie sich wahrscheinlich als primitiver, aber sehr praktischer Hilfswerkzeuge, so besonders als Fellablöser und Fellglätter. Hüftgelenkpfannen des

---

[7] F. E. Koby, Les soi-disant instruments osseux du paléolithique alpin et le charriage à sec des os d'ours des cavernes. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel, LIV, 1943.

Höhlenbären scheinen als Fellschaber oder Trinkgefäße, Unterkiefer mit dem darin steckenden großen Eckzahn als Hiebwaffe oder Schlaggerät gedient zu haben. Sie erlegten dieses mitunter zahlreich vorkommende Wild in natürlichen Felskesseln und vielleicht auch in Fallgruben durch Steinwürfe, mit Holzknütteln und Holz- und Knochenspießen, oder sie überfielen und erschlugen es gelegentlich, wie bei Mixnitz, durch gutgezielten Hieb auf die Nasenwurzel in den Höhlen, die ihnen sommersüber oder vielleicht sogar während eines größeren Teils des Jahres dann selbst wiederholt als Wohnstätten dienten. Bächler hat in seinen drei Höhlen nicht nur Steinwerkzeuge und Knochengeräte, sondern auch Feuerherdstellen mit Legföhren- und Fichtenkohle gefunden.

Und dann erfolgte 1920/21 «eine der allerwichtigsten Entdeckungen, die jemals auf dem Gebiete der Erforschung des paläolithischen Menschen gemacht worden ist» (Menghin) — die Freilegung *ältester Zeugnisse religiösen Empfindens:* Im 70 m langen Drachenloch, mit 2445 m die höchstgelegene aller bekannten Siedlungen des Altsteinzeitmenschen, waren im mittleren Teil meist unversehrte Höhlenbärenschädel und Langknochen sorgfältig hinter bis 80 cm hohen Steinmäuerchen längs den Höhlenseitenwänden aufbewahrt. Am Eingang zum hintersten Höhlenraum stieß man auf eine etwa kubikmetergroße, mit einer schweren Deckplatte abgeschlossene Steinkiste, die sieben ausgezeichnet erhaltene, auffallend gleichmäßig nach vorn orientierte Höhlenbärenschädel enthielt. Den beiden Felswänden des hintersten Höhlenteils entlang fanden sich in nischenartigen Einbuchtungen, von allen Seiten durch kleinere Steinplatten geschützt, einzelne, mit einer Ausnahme völlig intakte Höhlenbärenschädel mit je einigen Extremitätenknochen. Zu diesen 6—7 Einzelbestattungen kam zuhinterst in der Höhle noch eine Reihenbestattung von 9 Schädeln, deren Schutz schräg an die Felswand gelegte Steinplatten bildeten. Mit ähnlich sorgfältig geschützten Schädel- und Langknochenansammlungen wartete 1926 der Höhlenhintergrund des ca. 140 m langen Wildenmannlisloch auf. Mit Hilfe der vergleichenden Völkerkunde erkannte Bächler diese bedeutsamen Funde — zu denen sich fast gleichzeitig ähnliche von K. Hörmann in der Petershöhle bei Velden in Mittelfranken gesellten — bald einmal als urzeitliche Kulthandlungen, und zwar als jenen bei verschiedenen nördlichen Naturvölkern bezeugten Jagdopferkult, der als Dank- und Bittopfer sowohl in der Verehrung eines höchsten Wesens oder einer besonderen Jagdgottheit wie in der Rücksichtnahme auf die Seele des getöteten, aber bei schicklicher Behandlung wieder erscheinenden und vielleicht abermals jagdbaren Tieres besteht. Und ganz besondere Aufmerksamkeit wird bei den Jagdvölkern des arktischen und subarktischen Kulturkreises eben dem stärksten und klügsten Wild zuteil, dem vielfach mit dem Menschen in geheimnisvoller verwandtschaftlicher Beziehung gedachten, mythisch-urmenschenhaften Bären. Bächler versäumt denn auch nicht, in einem überaus interessanten Kapitel seiner Monographie ethnologische Belege für diesen übri-

gens auch in der Drachenhöhle bei Mixnitz, in zwei niederschlesischen und in einer jugoslawischen Höhle vermuteten Primitivkultus zu bieten [8].

Die wesentlich nüchternere Deutung dieser sorgfältig aufbewahrten Bärenschädel und Langknochen als Hirn- und Markdepots für die damalige Fellgerbung (Obermaier) wird von W. Schmidt durch den einläßlich geführten Nachweis abgelehnt, «daß in den gesamten älteren Kulturen Nordasiens und Nordamerikas sich keine Spur von Verwendung von Hirn bei der Fellbereitung findet», und daß diese Methode erst im nordasiatischen Neolithikum entstanden und dann in jüngeren Indianerkulturen Nordamerikas verbreitet worden ist [9].

Wir gestatten uns, hier beizufügen, daß gegen die Ansicht, es könnte sich wenigstens bei den nicht unversehrt aufbewahrten Höhlenbärenschädeln um Beweise für Fellbearbeitung mit Hirnsubstanz handeln, vielleicht auch gewisse Tatsachen jenes uralten Bärenkults der Ainu und der Giljaken sprechen, zu dem Parallelen 1935/36 sich in altsteinzeitlichen Höhlen Niederschlesiens gefunden haben [10]: Nach der zeremoniellen Tötung des mit künstlich abgeschliffenen Zähnen 2—3 Jahre als «kleine Gottheit» erst liebevoll häuslich gehaltenen, dann in einem Käfig gefütterten Tieres wird zum Schluß der mehrtägigen Festlichkeit, in deren Verlauf das Bärenblut von allen Anwesenden warm getrunken worden ist, der Bärenschädel geöffnet, die Hirnmasse herausgenommen (mitunter mit Reisbier verrührt) und von den in ekstatische Stimmung geratenen Männern als magischer Leckerbissen oder Trunk genossen, mit dem sie sich Kraft, Mut und Klugheit des Bären einzuverleiben glauben. Eben gerade deshalb, aus religiöser Scheu, wird dem vorher also mit einer Spitzhacke geöffneten und somit nicht unversehrt gebliebenen Schädel eine sorgfältige Behandlung zuteil: auf eine hohe Stange gesteckt, gelangt er vor dem Haus oder an einem bestimmten Platz des Waldes zur Aufstellung, oder er wird auf einer im Wald verborgenen Schädelstätte deponiert. — Ehrfürchtige Aufbewahrung der Schädel (oder Bestattung mit

---

[8] Ohne Bächlers Verdienst, die bisher älteste menschliche Kultstätte entdeckt und gedeutet zu haben, tangieren zu wollen, scheint uns gegenüber dem Passus (S. 174), es sei «bis dahin von einem derartigen Kultus der Knochenopferung im gesamten Paläolithikum, selbst nur von einer vom Menschen bewußt betriebenen Knochenaufsammlung seiner Jagdbeute zu irgendwelchen Zwecken, überhaupt gar nichts bekannt» gewesen, die Bemerkung am Platze, daß O. Hauser bereits 1917 (»Der Mensch vor 100.000 Jahren»), dann auch 1920 («Ins Paradies des Urmenschen») und 1925 («Urgeschichte») in Wort und Bild von einer von ihm 1914 in der Dordogne entdeckten Kultstätte der Magdalénien-Jäger mit aufgeschichteten Schädeln und Hörnern erlegter Großtiere, mit Feuerherd oder Altar, Schalensteinen, Steingravuren, Schmuck und Geräten berichtet und sie als «eine Opferstätte vor 25.000 Jahren» bezeichnet. —

[9] W. Schmidt, Völkerkunde und Urgeschichte in gemeinsamer Arbeit an der Aufhellung ältester Menschheitsgeschichte, Bern 1942.

[10] L. F. Zotz, Die schlesischen Höhlen und ihre eiszeitlichen Bewohner, Breslau 1937; Die Altsteinzeit in Niederschlesien, Leipzig 1939. — W. Koppers, Künstlicher Zahnschliff am Bären im Altpaläolithikum und bei den Ainu auf Sachalin, Jahrbuch «Quartär» I, Berlin 1938. (Volmar, Das Bärenbuch, S. 162/63.)

den andern Knochen) auf der Jagd erlegter Bären ist oder war auch bei den sibirischen Samojeden, Tungusen, Ostjaken, Jakuten, Lamuten, Kamtschatkanern, Orotschonen und Golden, bei verschiedenen Indianerstämmen Nordamerikas, bei den Polareskimos, sowie bei den alten Lappen und Finnen peinlich genau befolgtes Gebot[11].

*

Die Schweiz besitzt also bis heute, wie W. Schmidt neuerdings festgestellt hat, nicht nur die räumlich höchste, sondern auch die inhaltlich bedeutsamste altpaläolithische Kulturstätte.

Als zweithöchst gelegene Höhlenbärenjäger-Station Europas ist zurzeit die schon erwähnte, 2000 m ü. M. gelegene Salzofenhöhle im Salzkammergut (Steiermark) zu betrachten, wo O. Körber bis 1942 Reste von etwa 70 Höhlenbären sowie Knochen- und Steinwerkzeuge und drei Feuerstellen gefunden hat. Auch hier überwiegen die Knochenwerkzeuge, und Fauna und Artefakte sollen mit jenen der ostschweizerischen Höhlen übereinstimmen[12].

*

Uralt sind die merkwürdigen Beziehungen zwischen Bär und Mensch, dessen früheste bekannte Zeugnisse religiösen Denkens und damit einer der ersten Anfänge einer Kultur mit dem Höhlenbären verknüpft sind. Viel später begegnen wir ihm in Westeuropa aber auch an einem mutmaßlichen *Uranfang der bildenden Kunst*, die — sofern man von vielen in geradezu «kunstgewerblicher» Vollkommenheit geschaffenen Faustkeilen des etwa 200 000 Jahre alten Acheuléen absieht — nach den heutigen Kenntnissen auf der ältesten Stufe des Jungpaläolithikums, zur Zeit des Aurignaciens (vor ca. 30 000 Jahren), mit Gravierungen in verschiedenen eiszeitlichen Höhlen Südfrankreichs und Nordspaniens beginnt. Tatzenspuren des Höhlenbären nämlich waren es nach Prof. Obermaier[13], die den Menschen jenes Zeitalters den ersten Anstoß zu spielerisch-nachahmenden Gravierversuchen gaben, indem sie mit den Fingern in den Wandlehm ähnliche parallele Gleitfurchen eingruben. Aus diesen bald vielgestaltig variierenden Liniengebilden entstanden erste schlichte, aber von großer Beobachtungsgabe zeugende Umrißzeichnungen, die Menschen, häufiger Tiere darstellen. Eine im Unterbewußtsein bereits vorhandene Kunstanlage war durch äußere Impulse, durch die in

---

[11] Mit dem Bären als Kult- und Jagdbeutetier in Urzeiten und bei den Naturvölkern der Gegenwart befaßt sich besonders ausführlich mein «Bärenbuch» (Bern 1940), das auch von den heute noch in Europa, Asien und Amerika vorkommenden Bären und vom Aussterben der letzten Mutzen in der Schweiz berichtet und ferner eine durch tierpsychologische Streiflichter ergänzte Chronik der ca. 450jährigen Geschichte des Berner Bärengrabens enthält.

[12] H. Hofmann-Montanus, Steinzeitmensch im Hochgebirge. (Eine paläolithische Siedlung im Salzkammergut.) «Atlantis», 1943, 2.

[13] Die Uranfänge der Gravierung und Plastik beim Eiszeitmenschen. «Forschungen und Fortschritte», Berlin 1941, 13/14. — Es sei hier auch hingewiesen auf das interessante Werk von E. Dennert, Das geistige Erwachen des Urmenschen, Weimar 1929.

ihren hübschen Parallelen zur Nachahmung reizenden Spuren massiver Bärenklauen, geweckt worden, und durch fortschreitende Betätigung brachte sie es bereits im Spätaurigancien zu hochstehenden Schöpfungen.

*

Was für Menschen waren nun die kühnen Höhlenbärenjäger, diese ersten Bergsteiger und Gebirgsjäger unseres Landes?

Vergleichende Untersuchungen der geologischen Verhältnisse und der Werkzeuge führen zur Annahme, daß sie zu jenen durch das eisfreie Europa schweifenden Jägerhorden gehörten, die nach dem 1856 halbwegs zwischen Düsseldorf und Elberfeld gemachten Skelettfund als *Neandertaler* bezeichnet und deren Kulturperioden nach entsprechenden Werkzeugfunden in St. Acheul bei Amiens und in Le Moustier in der Dordogne schon 1869 als Acheuléen und Moustérien benannt worden sind. Von den sechs nach berühmten französischen Fundorten geheißenen altsteinzeitlichen Hauptkulturstufen erstrekken sich die drei älteren: Chelléen, Acheuléen, Moustérien (Altpaläolithikum) über einen schätzungsweise etwa zehnmal so langen Zeitraum wie die drei jüngeren: Aurignacien, Solutréen, Magdalénien (Jungpaläolithikum). Das durch die größere Zahl der Skelett- und Werkzeugfunde als Kulturperiode des Neandertalmenschen heute besser als das Acheuléen bekannte Moustérien fällt in die zweite Hälfte der letzten (dritten) Zwischeneiszeit und in die beginnende letzte (vierte) Eiszeit und ist dementsprechend in ein warmes und ein kaltes Moustérien unterteilt worden. Im eisfrei gebliebenen Südfrankreich, wo während der ganzen Altsteinzeit eben dank besonders günstiger klimatischer Verhältnisse eine reiche Tierwelt sich entfalten konnte, stellte der Moustérien-Jäger dem Flußpferd, Urstier, Bison, Wildpferd, Riesenhirsch, Höhlenbär, Renntier, Mammut, Nashorn nach, und auch der Fischfang dürfte reichen Ertrag ergeben haben. Das von Bächler als älteste Sonderstufe einer allerdings weder kulturell noch zeitlich einheitlichen «Höhlenbärenjägerkultur» charakterisierte alpine Paläolithikum («Wildkirchlikultur») der drei bekannten ostschweizerischen Höhlen erweist sich nach diesem und andern Forschern (Obermaier, Menghin) zufolge der verhältnismäßig wenigen und sehr primitiven Steinwerkzeuge, der vorherrschenden ältesten Knochengeräte und der geologischen Verhältnisse als dem Chelléen-Acheuléen nahes ältestes warmes Moustérien, d. h. als letztinterglaziales Prämoustérien. Es scheint vornehmlich eine Primitivknochenkultur darzustellen, wie man sie, wenn auch verschiedenaltrig, so doch mehr oder weniger übereinstimmend, auch in bernischen, fränkischen, rhein-hessischen, schlesischen, baltischen, österreichischen, tschechoslowakischen, jugoslawischen, vorderindischen, chinesischen und nordamerikanischen Höhlen annehmen zu dürfen glaubt [14].

[14] Paul Beck, Zur Geologie und Klimatologie des schweizerischen Altpaläolithikums (Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Thun, 1939, 4) kommt, nach Prüfung der geologischen Verhältnisse und der Faunenverteilung, auf Grund astronomisch-klimatischer Berechnung zu folgenden ungefähren und vorläufigen Zeitbestim-

Knochenreste der eher kleinwüchsigen, gedrungenen und robusten (australoiden) Neandertaler haben sich in der Schweiz bis heute keine, besonders zahlreiche dagegen in Frankreich und einzelne in Spanien, Belgien, Deutschland, Italien, Mähren, Kroatien, Rußland, Asien und Afrika gefunden — in Frankreich sogar in Grabstätten mit pietätvollen Beigaben! — so daß man mit Weinert[15] von einer vor ca. 150 000—50 000 Jahren in allen Erdteilen verbreiteten «Neandertaler-Menschheit» sprechen kann. Die sogenannten Urmenschen dieser Stufe — als deren Vorläufer man zumindest einige Jahrzehntausende früher sowohl in Europa und Asien wie in Afrika auftretende (in China bereits feuerkundige) menschliche Wesen eruiert zu haben glaubt — in der frischfröhlichen Fortschrittsfroschperspektive des verflossenen oder gar noch in der schon merklich problematischeren des gegenwärtigen Jahrhunderts der zwar unverkennbaren, aber in Rekonstruktionsversuchen oft übertriebenen Primitivmerkmale wegen kurzerhand als «halbtierisch» bezeichnen zu wollen, wäre ziemlich unangebracht. Einmal liefern Freiland- und Höhlenfunde Zeugnisse mannigfacher, schon weit über einen Uranfang hinaus gelangter Fertigkeiten und sogar übersinnlicher Vorstellungen. Zu jenen gehören bereits kundige Auswahl und Beschaffung geeigneten Werkzeugmaterials und eine schon im Acheuléen deutlich erscheinende Werkzeugkunst, d. h. ein mit bewundernswertem Formensinn gepaartes Gestaltungsvermögen. Bächler alsdann betont mit Recht, daß die Erkundung, Gestaltung und Behauptung so hochexponierter Lebensräume wie jene der sogenannten Wildkirchlikultur nicht zu unterschätzende physische und psychische Fähigkeiten voraussetzten; Jagdgebiet und mutmaßliche Jagdmethoden lassen auf ein bemerkenswertes «Dispositionsvermögen» des alpinen Altpaläolithikers schließen. Sodann haben Forscher wie Nansen, Rasmussen, Frazer, Schmidt, Obermaier, Klaatsch, Dennert an Hand zahlreicher Beispiele einer in ihre technischen Errungenschaften vernarrten und von ihnen nun wahrhaft besessenen, d. h. versklavten Generation den freilich oft genug mit rationalistisch- und christlich-betriebsamen Dünkel ignorierten Nachweis erbracht, daß Völker und Sippen der Sammler- und der Jägernomadenstufen mit materiell primitivster Kultur in sozialer, ethischer und religiöser Hinsicht sich doch schon als vollmenschlich (für den Zivilisationsmenschen beschämend vollmenschlich!) erweisen können. Merkwürdig genug (und vielleicht doch Hausers Micoquien als Zwischenstufe rechtfertigend), daß wir bereits in dem auf das Moustérien folgenden Zeitalter (Jungpaläolithikum) über zahlreiche Beispiele einer materiell und künstlerisch erstaunlich entwickelten Kultur verfügen, deren Träger — zwar nicht mehr die möglicherweise zum Teil bereits ausge-

---

mungen für die schweizerischen Höhlenbärenjäger- Stationen: Aesch: vor ca. 135 000—132 000 Jahren; Wildkirchli, Drachenloch, Wildenmannlisloch und Ranggiloch: vor ca. 132 000—126 000 Jahren; Cotencher und vielleicht auch Schnurenloch: vor ca. 127 000—122 000 Jahren. — Vgl. Anm. 25.

[15] H. Weinert, Stammesgeschichte der Menschheit, Kosmos-Stuttgart 1941.

storbenen Neandertaler, sondern die diese mit Beginn der Aurignac-Zeit ablösenden bzw. verdrängenden Menschen des Cro-Magnon-Typus (nach dem ersten Fundort Cro-Magnon in Südfrankreich, 1868) — in ihren Skeletten sich nicht vom heutigen «homo sapiens» unterscheiden. Ihre Fähigkeiten, ihre ganze Psyche bezeichnen Obermaier und Dennert[16] als den seelischen und kulturellen Äußerungen moderner Naturkinder mindestens ebenbürtig, vielfach aber weit überlegen. Zu ihnen gehörten wahrscheinlich auch die vor ungefähr 15 000 Jahren während des Magdaléniens im Keßlerloch, im Schweizersbild und in andern Schaffhauser Höhlen, bei Veyrier (Genf), Villeneuve (Waadt) und Zeiningen (Aargau), in verschiedenen Basler-, Solothurner- und Berner-Jurahöhlen und vielleicht auch bei Meggen (Vierwaldstättersee) und bei Moosseedorf (Bern) siedelnden Renntier-, Wildpferd- und Mammutjäger der nacheiszeitlichen Tundren und Steppen.

Aber kehren wir in die Gefilde des Höhlenbärenjägers zurück! Bis heute sind in der *Schweiz* folgende Höhlenbärenjäger-Stationen festgestellt worden:

Wildkirchli, am Säntis (Appenzell-I.-Rh.), 1477 m; 1904—1908, E. Bächler, O. Köberle.

Drachenloch ob Vättis, Taminatal (St. Gallen) 2445 m; 1917—1923, E. Bächler, Th. Nigg.

Wildenmannlisloch, am Selun, Churfirsten (St. Gallen) 1628 m; 1923 bis 1927, E. Bächler, K. A. Ziegler.

Steigelfadbalm an der Rigi ob Vitznau (Luzern) 960 m; 1913—1937, W. Amrein.

Cotencher b. Boudry (Neuenburg) 659 m; 1916—1922, A. Dubois, H. G. Stehlin.

Grotte des Dentaux, Rochers de Naye (Vaud) 1680 m; 1920—1921, J. Jacod-Guillarmod.

Schalberg b. Aesch (Baselland) 420 m; 1926—1927, E. Vogt.

Schnurenloch ob Oberwil im Niedersimmental (Bern) 1230 m; 1928—1932, 1934—1936, 1941, D. und A. Andrist, W. Flückiger.

Ranggiloch ob Boltigen im Obersimmental (Bern) 1845 m; 1932—1933, D. und A. Andrist, W. Flückiger.

St-Brais, Freibergen (Bern) 970 m; 1935—1937, F. E. Koby und A. Peronne.

Kohlerhöhle im Kaltbrunnental bei Grellingen, Amt Laufen (Bern), ca. 370 m; 1935, H. Kohler, C. Lüdin, E. Kräuliger.

Chilchli ob Erlenbach im Niedersimmental (Bern) 1810 m; 1941—43, D. und A. Andrist, W. Flückiger.

Es haben sich also nach dem ost- und mittelschweizerischen Alpengebiet und dem Jura auch gewisse Teile des Berner Oberlandes als einst vom Höh-

[16] H. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit, Berlin 1912; Urgeschichte der Menschheit, Freiburg i. Br. 1931. — E. Dennert, Das geistige Erwachen des Urmenschen, Weimar 1929.

lenbären und seinen Jägern bewohnt erwiesen. Und so hat er bzw. sein naher Anverwandter im Bernerland schon bei dessen ersten urzeitlichen Bewohnern jene bedeutsame Rolle gespielt, die ihm dann durch Jahrhunderte zugekommen ist: der in helvetisch-römischen Zeiten in der Umgebung Berns als Muttergottheit verehrte *Bär*, im Mittelalter und bis in die Neuzeit sozusagen mythisches Wappentier und lebendiges Symbol bernischer Wehrhaftigkeit und bernischen Wesens, im letzten Jahrhundert und gelegentlich auch heute noch von einer geschäftigen Andenken- und Reklameindustrie mißbraucht, gern zitiert und wohlwollend mit Rübchen gefüttert — aber vom «echten» Berner selbst merkwürdigerweise kaum je erfaßt und gewürdigt in seiner einzigartigen biologischen und ethnologischen Sonderstellung ...

Drei Höhlenbärenjäger-Stationen im Simmental.

Es sind die drei Forscher, deren Arbeit wir eingangs skizziert, die Brüder David und Albert Andrist, Sekundarlehrer in Pieterlen und Bern — zwei gebürtige Simmentaler — und ihr Studiengenosse und Kollege Walter Flückiger, Koppigen, welche die Urgeschichte ihrer engeren Heimat und damit des schweizerischen Alpenlandes im Verlaufe von nun bald zwanzig Jahren um ein nicht Geringes aufgehellt haben:

Gegen zwanzig Höhlen und Balmen des Simmentals haben sie erforscht und durch bronzezeitliche und jungsteinzeitliche Funde in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Otto Tschumi, dem umsichtigen Leiter der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des Bernischen Historischen Museums, und Dr. Eduard Gerber, dem verdienten Geologen und Zoologen am Naturhistorischen Museum Bern, zuerst einmal den Nachweis erbracht, daß Neolithiker und Bronzeleute sich nicht nur mit häuslichem Aufenthalt am Thunersee begnügten, sondern daß Menschen jener Zeiten das Alpengebiet und insbesondere das Simmental als Jäger und Hirten aufsuchten — sogar bis in die Gegend des Rawilpasses. Dort haben die drei unentwegten Forscher 1937 in 2575 m ü. M. die höchstgelegene der bis heute bekannten vorgeschichtlichen Wohnstätten der Schweiz entdeckt, die Tierberghöhle, die jungsteinzeitlichen Jägern als Sommeraufenthalt gedient hatte.

In einer mindestens ebenso großen Zahl von Höhlen und Balmen des Simmentals sind des getreuen Trios Sondierungen freilich ergebnislos geblieben. Um so größer ist jeweilen die Genugtuung, wenn wochenlange Mühe dann wieder durch neue Funde belohnt wird, wie das in den Jahren 1928 bis 1936 und 1941—1943 auch im Schnurenloch, im Ranggiloch und im Chilchli der Fall war, wo schließlich auch der altsteinzeitliche Höhlenbärenjäger nachgewiesen werden konnte[17].

---

[17] Über diese bronzezeitlichen, jungsteinzeitlichen und altsteinzeitlichen Forschungsergebnisse berichtet zusammenfassend und erläuternd O. Tschumi im «Simmentaler Heimatbuch», Bern 1938. Für die folgende Darstellung der Erforschung des Schnurenloches und

Das Schnurenloch.

Das früher nicht leicht zugängliche Schnurenloch, in 1230 m Höhe[18], an steilem, waldigem Felshang des Gsäß ob Oberwil i. S., besteht aus einer domartigen äußern Höhle von 18 m Länge und einer bedeutend niedrigeren, ca. 15 m langen innern Höhle. Im Frühling 1928 wurde ein zwei Jahre früher, 15 m hinter dem Eingang angelegter Sondiergraben vertieft, wobei man unter dem dünnen Oberflächenschutt und einer fast 2 m dicken, sehr harten Lehmschicht in plötzlich brauner und lockerer werdendem Material die ersten Zähne und Knochen des von Prof. Tschumi einige Tage vorher vorausgesagten Höhlenbären fand. Damit war dieses im Kanton Bern bisher nur durch spärliche Funde aus der ehemaligen Drachenhöhle[19] am Burgdorfer Schloßhügel bekannt gewesene diluviale Tier auch im Berner Oberland nachgewiesen.

Nachdem dann im Herbst unter Mitwirkung von Hilfskräften ein Fußweg zum Schnurenloch angelegt und die vorn in der Höhle liegenden großen Steinblöcke gesprengt mnd hinausgeräumt worden waren, konnte noch gleichen Jahres mit der systematischen Ausgrabung begonnen werden. Zu deren Beginn hatte sich auf Benachrichtigung hin auch der die Ausgräber ermunternde und beratende Dr. E. Bächler aus St. Gallen eingefunden.

Die Ausgrabungen 1928/29 ergaben aus der kalksinterbedeckten oberen Fundschicht nebst Holzkohlenresten Bronze- und Tonfragmente, wie sie (mit Haustierknochen) auch aus andern Simmentaler Höhlen bekannt geworden sind — als Beweise für die bronzezeitliche Besiedlung und Hochweidennutzung der Alpentäler. Es folgten eine 125 cm mächtige eiszeitliche Lehmschicht, teils ungeschichtet, teils geschichtet (Bänderton), und eine 30—60 cm dicke Steinschicht, hierauf, vom fünften Meter vom Höhleneingang an, die 40—70 cm dicke, erdig-lehmige untere Fundschicht, der zahlreiche Knochen und Zähne des Höhlenbären, aber nur wenige Reste anderer Tiere entnommen werden konnten. Darunter fand sich eine zweite Lehmschicht, über

---

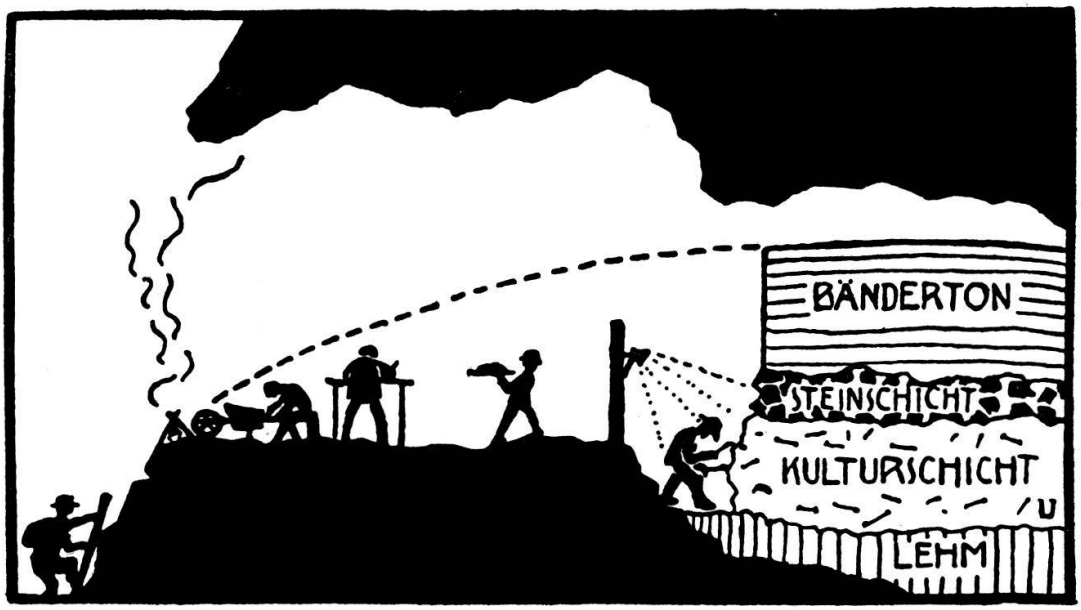
des Ranggiloches sind die Grabungsberichte von O. Tschumi mit Beiträgen von D. und A. Andrist, W. Flückiger und E. Gerber im Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums in Bern, 1928 — 1936, ergänzt durch dankenswerte mündliche Mitteilungen der Ausgräber, benutzt worden. Über die bisherigen Ergebnisse des Chilchli konnte sich der Verfasser durch zweimaligen mehrtägigen Besuch (1942 und 1943) und durch gefl. mündliche Angaben der Ausgräber orientieren. Für gütige Durchsicht und fachmännische Ergänzungen dieses die drei altsteinzeitlichen Simmentaler Höhlen betreffenden Teils sei Herrn David Andrist in Pieterlen auch an dieser Stelle noch besonderer Dank gesagt.

[18] Die Höhenlage des Schnurenlochs, dessen Name wohl auf das berndeutsche «Schnure» (Maul) zurückzuführen ist, wird in der Literatur gewöhnlich mit 1220 m angegeben. Wir halten uns jedoch an die nachträgliche Mitteilung der Ausgräber, die, ihre erste Angabe von 1928 berichtigend, im Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 1932 (S. 46) bemerken, daß die Nachkontrollierung der Meereshöhe des Schnurenlochs 1230 m ergeben habe.

[19] Unerkannte Funde von Höhlenbärenknochen in früheren Jahrhunderten führten da und dort zur Bildung von Drachensagen, daher die wiederholt vorkommenden Bezeichnungen «Drachenhöhle» und «Drachenloch».

deren Herkunft man noch nicht einig ist, so daß der vermutete zwischeneiszeitliche Charakter der Höhlenbärenschicht noch nicht als feststehend erklärt werden kann.

Als bereits die zweite Grabung 1929 aus der Höhlenbärenschicht mutmaßliche Knochenwerkzeuge ergeben und ein untrügliches Steinwerkzeug, ein Messerchen aus gelbem Feuerstein, einen sicheren Beweis für den Höhlenbärenjäger im Simmental geliefert hatte, durfte man von weiteren Ausgra-



Wie das Schnurenloch ausgegraben worden ist. Die „Kulturschicht" ist die altsteinzeitliche Fundschicht, der zahlreiche Höhlenbärenknochen und -zähne und einige Reste anderer Tiere, sowie die mutmaßlichen Knochengeräte und die Steinwerkzeuge entnommen werden konnten. Nach einer Zeichnung von Fritz Utz, Bern.

bungen im Schnurenloch interessante erste Blicke in einen bisher noch gänzlich unerforschten, ja kaum geahnten Abschnitt bernischer Urgeschichte erwarten. Die Forschungen fanden erfreuliches Interesse bei Fachleuten, Publizisten, Volk und Behörden. Die für die erstmalige Erforschung der Höhle verfügbaren Geldmittel des Bernischen Historischen Museums und des Naturhistorischen Museums Bern waren in dankenswerter Weise durch Spenden von Dr. A. Wander und der Direktion der Bernischen Kraftwerke ergänzt worden. Im Simmental selbst zeigte man viel Verständnis für die Arbeit der Ausgräber. Das Jahr 1932 (5. Ausgrabung) brachte den Besuch der Naturforschenden Gesellschaften Bern und Thun. Während der 6. Grabung, 1934, wurde durch die Presse zu einer Besichtigung mit Referaten der Ausgräber eingeladen, an der rund 40 Interessenten teilnahmen. Eine solche wurde auch 1935 veranstaltet; ihr folgten 50 Personen, darunter viele Lehrer und Lehrerinnen. Gleichen Jahres besuchten die Regierungsräte Guggisberg und Rudolf und die Geologen Gerber, Beck, Bieri, Genge das Schnurenloch.

Anläßlich einer heimatkundlichen Tagung mit einem Kurs für Urgeschichte in Spiez 1936 wurde die erste Höhlenbärenfundstelle des Berner Oberlandes ebenfalls besichtigt, und 1943 war es die Geographische Gesellschaft Bern, die einen Ausflug nach dem berühmt gewordenen Schnurenloch unternahm.

Während acht dreiwöchigen Ausgrabungen in den Jahren 1928—1936 und einer 1941 erfolgten letzten Grabung zur Klärung geologischer Fragen wurden im Schnurenloch in insgesamt ca. 880 Arbeitstagen über 100 Kubikmeter Material losgelöst; einen nicht geringen Anteil an diesem hatten Felsbrocken, Steine und Geröll, aber auch die $1^1/_2$—2 m dicke, von Sachverständigen als einzig schöne Ablagerung bezeichnete und daher auf Anregung von Dr. P. Beck und dank finanzieller Mithilfe von Dr. med. R. La Nicca durch teilweise Verschalung konservierte Bändertonschicht. Unausgegraben sind im Hintergrund der ca. 33 m langen Höhle noch ca. 15 m^3 Fundschicht.

Der weitaus größte Teil der meist zertrümmerten *Knochenreste* stammt vom *Höhlenbären*, von dem ca. 80 Exemplare nachgewiesen werden konnten. Die besten Stücke der hauptsächlichsten Höhlenbärenknochen und ein ganzes, deutlich erklärtes und mit einem Braunbärengebiß verglichenes rekonstruiertes Gebiß des Höhlenbären sind sehr instruktiv in der geologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Bern ausgestellt. Nach der jeweilen von Ed. Gerber besorgten Untersuchung der Knochen und der Zähne — deren größter ein Eckzahn von 13 cm Länge ist — erweist sich wie in den ostschweizerischen Höhlen auch hier ein auffallend starkes Überwiegen jugendlicher Tiere, so daß man diese teilweise als Beutetiere betrachten kann. Immerhin können Jungtiere auch in der Höhle ihre Milchzähne verloren haben und daselbst öfters auch eines natürlichen Todes verendet sein. Verzwergung und andere Degenerationserscheinungen waren nicht zu bemerken. Ein imposanter Oberschädel hat eine Basilarlänge von 42,5 cm (gegenüber 34 cm eines Braunbären aus dem Berner Bärengraben). Vereinzelte Reste fanden sich von Steinwild, Eisfuchs, Murmeltier, Rotfuchs, Hase, Alpenwolf und einer großen Hirschart. Alle diese Tiere zeigten sich vergesellschaftet, was im Hinblick auf Höhlenbär, Eisfuchs und Hirsch besonders bemerkenswert ist.

Nach O. Tschumi ließen sich unter den zahlreichen *Knochen* des Höhlenbären bereits 1929 deutlich zwei Gruppen voneinander unterscheiden: Die einen waren durch Schlag der Länge nach gespalten und nach Entnahme des Markes weggeworfen (vielleicht aber auch nur durch Deckensturz zertrümmert) worden; sie haben rauhe, zackige, unverarbeitete Ränder. Die andern aber, deutlich abgeflacht und mit zungenförmigen oder zugespitzten Enden, sind offensichtlich abgenutzt; es handelt sich um jene Röhrenknochenstücke mit Gebrauchsspuren, wie sie von Bächler schon um 1905 als *Urwerkzeuge*, besonders als Fellablöser und Fellglätter, gedeutet worden sind. Nach Einsichtnahme in das Material bestätigte Dr. Bächler, daß die betreffenden Knochenstücke aus dem Schnurenloch nach seiner Auffassung sichere Merkmale

von Benützung zeigen. Besondere Erwähnung verdienen ferner zwei dolchartige Knochenspitzen von ca. 21 cm und ca. 20 cm Länge, ein Oberarmknochen mit vermutlich künstlicher Durchbohrung und fünf sogenannte «Knöpfe» (abgeschrägte Röhrenknochenstücke mit «Öse»), wie man sie auch aus dem Wildenmannlisloch sowie aus Kummetsloch und Petershöhle in Franken kennt; Kellermann und Hörmann glaubten in ihnen Gewandschließer erblicken zu können, während Bächler nach Knochenbruchexperimenten eher dazu neigt, sie als Miniaturwerkzeuge zur Fellbearbeitung zu bezeichnen. Gebrauchsspuren glaubte man auch an einigen vermutlich als Instrumente benutzten Eckzähnen erkennen zu dürfen[20].

Spärlich sind dagegen die in der Höhlenbärenschicht gefundenen *Steinwerkzeuge:* 1929 eine eher jungpaläolithisch (oder gar mesolithisch) anmutende schmale dünne Klinge (oder Klingenrest) aus ortsfremdem gelblichem Feuerstein, 1931 und 1941 drei aus wesentlich tieferer Lage stammende dickbreite, dunkelgrüne Quarzitwerkzeuge, von denen das erste eine Handspitze, das zweite einen Schaber dargestellt und das dritte verschiedenen Zwecken gedient haben dürfte, alle moustérienähnlich, aber ohne jede absichtliche Retusche, sowie einige auffällig geformte Kalksteine mit Anklängen an grobe Moustérien-Formen. Dazu gesellt sich nachträglich ein von W. Flückiger im Herbst 1943 auf dem Bochtenweidli, eine Viertelstunde unterhalb der Höhle gefundener plattenförmiger, an drei Kanten steil retuschierter (d. h. geschärfter) Hochschaber, wie er für das Aurignacien als charakteristisch gilt[21].

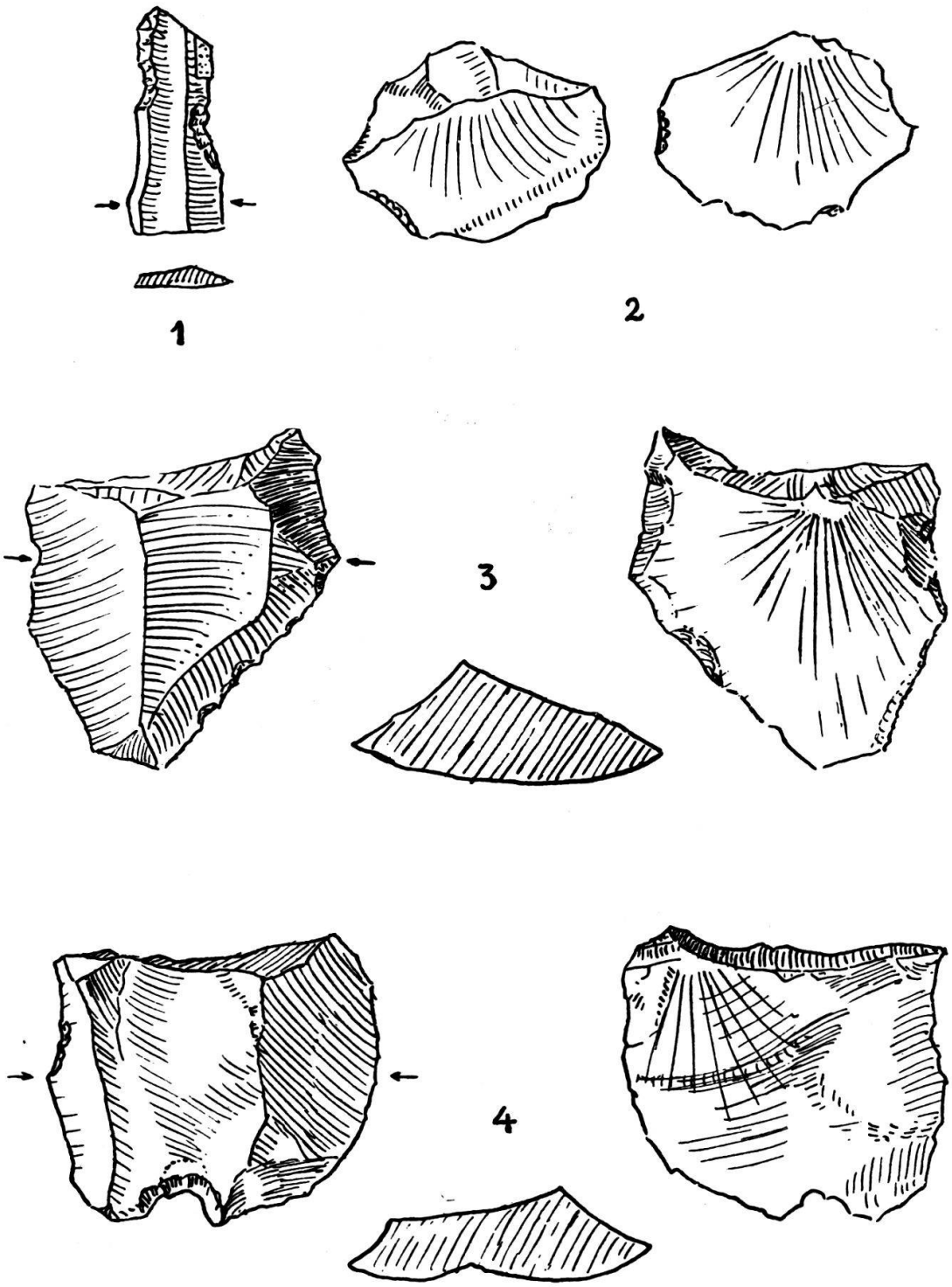
Das Schnurenloch scheint also von der älteren über die jüngere Altsteinzeit bis in die Bronzezeit vom Menschen während längerer oder kürzerer Zeiträume besiedelt, vielleicht aber auch nur gelegentlich benutzt worden zu sein.

---

[20] Der von Bächler und andern Forschern vertretenen Auffassung, daß Eckzähne des Höhlenbären als Werkzeuge benutzt worden seien, tritt F. E. Koby entgegen, der mit zahlreichen andern auch die betreffenden Eckzähne aus dem Schnurenloch und dem Ranggiloch untersucht hat. («Les usures séniles des canines d'Ursus spelaeus et la préhistoire.» Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel, LI., 1940.) Die «Gebrauchsspuren» sind nach seinen ausführlichen Darlegungen Altersdefekte.

[21] Ein durch seine steile, stufenförmige Retusche ebenfalls an das Aurignacien erinnernder Kielschaber, ist im Herbst 1943 auch unter einem mittelsteinzeitlichen Lagerplatz in der Nähe des Burgäschisees bei einer Ausgrabung durch die urgeschichtliche Abteilung des Bernischen Historischen Museums zum Vorschein gekommen.

Zu welch verkehrten oder zumindest sehr unsicheren Schlüssen ein krampfhaftes Festhalten allzu pedantisch als «untrüglich» bezeichneter «Leitformen» unter Umständen führen könnte — aus nordischer Mittelsteinzeit sind nach Zotz (1939) Acheuléen- und Solutréenformen bekannt — mag einmal folgendes Gegenwartsbeispiel illustrieren. Jean Gabus aus Le Locle, der 1938/39 bei den Eskimos der Hudson-Bai (Kanada) weilte, berichtet vom mächtigen Stamm der Aevilikmiuts, der Walroßjäger («Miluka der Eskimos», Neue Schweizer Bibliothek, Bd. 59, Zürich 1942): Während ihre Frauen zu Ehren des endlich erschienenen sowohl als «Mutter der Eskimos» wie als ersehnte Jagdbeute verehrten Weißwals wie von altersher ihr Festkleid anziehen und das Haar mit Bändern und Schleifen schmücken, rüsten die Männer die Harpunen, aber auch die neben dem Pfeilbogen mehr und mehr gehandhabten Flinten, um dann mit Motorbooten die Treibjagd auf das Walfischrudel aufzunehmen. Trotz dieser motorisierten Jagd gehört es noch immer zu den erforderlichen Fertigkeiten eines tüchtigen Eskimos, daß er einen Stein messerscharf zu schleifen versteht.



Die Steinwerkzeuge aus dem Schnurenloch. Originalgröße.

1 Klinge oder Klingenrest (Messerchen) mit teilweise gestumpftem Rücken, aus ortsfremdem honiggelben Feuerstein, mit Querschnitt (1929). 2—4: Werkzeuge aus dem im Simmental vorkommenden dunkelgrünen Quarzit (1931 und 1941), je Vorder- und Rückseite, 3 und 4 mit Querschnitt; 2: Schaber, vielleicht auch zum Schneiden verwendet. 3: Handspitze. 4: Schaber mit Kerbe, wohl auch zum Schneiden verwendet. Zeichnungen von Walter Flückiger.

Spuren altsteinzeitlichen *Jagdopferkultes*, wenn auch lange nicht so ausgeprägt wie im Drachenloch, glaubt man nach einer nachträglichen, die betreffenden Angaben im 6. und 8. Grabungsbericht (Jahrb. d. Bern. Hist. Museums 1934 und 1936) präzisierenden und noch ergänzenden Mitteilung von D. Andrist auch im Schnurenloch vermuten zu dürfen: 1934 fand man auf einem recht gut erhaltenen Höhlenbärenschädel einen Steinbockschädel, der sorgfältig auf ersterem placiert worden sein muß; sie bildeten mit der linken Speiche des Höhlenbären, mit dem rechten Mittelhandknochen eines gewaltig großen Hirsches nebst einigen Knochen des Eisfuchses in der Fundschicht eine isolierte Gruppe. 1936 stieß man nahe der Ostwand auf zwei dicht übereinanderliegende Höhlenbärenschädel; die übrigen dazugehörigen Knochen fehlten. Beides läßt nur an absichtliche Deponierung durch den Menschen denken.

Interessant, weil ein ständiges ungestörtes Aufsuchen des Schnurenlochs durch den Höhlenbären während eines längeren Zeitraumes beweisend, sind die glatten, strichlosen Polituren an der westlichen Kalkwand beim Eingang der Höhle und an einer aus der Ostwand innerhalb der Höhle vorspringenden dicken Rippe. Diese «*Bärenschliffe*» sind auch aus der Drachenhöhle bei Mixnitz, aus der Salzofenhöhle im Salzkammergut und aus den Höhlen bei St-Brais im Berner Jura bekannt; eine reizvolle Erläuterung dazu liefert der Berner Bärengraben, wo H. Hediger 1939 solche durch sich scheuernde Tiere polierte Stellen an einer Sandsteinmauer in einem Bärenstall festgestellt hat.

Mit dem Höhlenbären und gewissen stereotypen Bewegungen dieses Tieres hängt vielleicht noch eine andere interessante Entdeckung im Schnurenloch zusammen: 17 m vom Eingang entfernt, fast 4 m unter der Höhlenaufschüttung, stieß man 1935 auf eine 1,60 m lange und 1 m breite, horizontal auf der fundleeren unteren ockergelben Lehmschicht liegende Kalksteinplatte mit vollständiger, wundervoll glatter Politur. Diese letztere wäre bei einer naheliegenden Benützung der Platte durch den Menschen als bequeme Unterlage für allerlei Arbeiten nicht so tadellos erhalten geblieben. Gleich den seitlichen Bärenschliffen deutet auch diese auffällig geglättete Platte darauf hin, daß es, wie die Ausgräber schreiben, «längere Zeiten gegeben hat, während denen der Mensch das Schnurenloch nicht aufgesucht hat».

Eine kleinere Kalksteinplatte (26 × 14 × 6 cm), auf der einen Seite vollständig eben, mit kreuz und quer laufenden kleinen Kritzern auf der wie geschliffen anmutenden Fläche — «zweifellos durch Menschenhand geglättet» — war in der Höhlenbärenschicht schon 1932 zum Vorschein gekommen.

Das Ranggiloch.

Dieser Felsschirm am Steilhang des Küblisgrates, in 1845 m ob Boltigen, ist 2—3 m hoch, 4m tief und hat eine seitliche Ausdehnung von 15 m. Man genießt von hier einen sehr hübschen Tiefblick auf das vordere Walopseeli.

Der Name dürfte auf die Gewohnheit des Viehs zurückzuführen sein, an heißen Tagen während des Aufenthalts in der schattigen Balm an Steinblökken und Felshinterwand sich die juckenden Stellen zu reiben, d. h. zu «ranggen». Die steile Grashalde unterhalb des Loches wird als «Bärleiteri» bezeichnet. Dieser Flurname und die allerdings ziemlich unsichere Angabe eines Gemsjägers, in den nahen Walopflühen sei der letzte Bär auf bernischem Gebiet gejagt worden, ermunterten die drei Höhlenforscher, diese im Sommer 1932 auf tagelangen Streifzügen entdeckte Felsbalm in näheren Augenschein zu nehmen.

Eine nach den nötigen Zeichnungen und Aufnahmen im vorderen Teil des Felsschirms vorgenommene Probegrabung führte schon in überraschend geringer Tiefe — unter einer mit zahlreichen Steinblöcken bedeckten, 5 bis 20 cm dicken Oberflächenschicht aus schwarzer Erde, mit Losung von Schafen, Ziegen und Gemsen — zu einem sehr erfreulichen und vielversprechenden Fund: in einer *Brandschicht* lagen Knochen und Zähne des Höhlenbären. Ein eigentlicher Feuerherd mit deutlicher Steineinfassung und Resten von Brandholz war zwar nicht zu erkennen, es fehlte hier eben die im ca. 600 m tiefer gelegenen Schnurenloch vorhandene schützende obere Lehmschicht. Das erlaubt die Annahme, daß das Ranggiloch von der letzten Vereisung nicht mehr erfaßt worden ist; dagegen hat ein nicht abgeklärter Sedimentationsvorgang eine etwa $1^1/_2$ m mächtige fundleere Lehmschicht über dem anstehenden Fels hinterlassen.

Die im Sommer 1933 durch eifrige und verständnisvolle Mitarbeit einheimischer Hilfskräfte unterstützte, u. a. auch vom Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, K. Keller-Tarnuzzer, besuchte Grabung ergab zahlreiche, meist zertrümmerte Knochenreste, die auch hier zum allergrößten Teil dem Höhlenbären angehören. Von den mindestens 20, und zwar ebenfalls ohne jede degenerative Zwergform nachgewiesenen Exemplaren dieses Tieres muß die Hälfte in jungen Jahren umgekommen sein; es handelt sich also möglicherweise um Jagdbeute des Menschen. Vereinzelte Knochenreste und Zähne stammen von Steinbock, Murmeltier und Wolf.

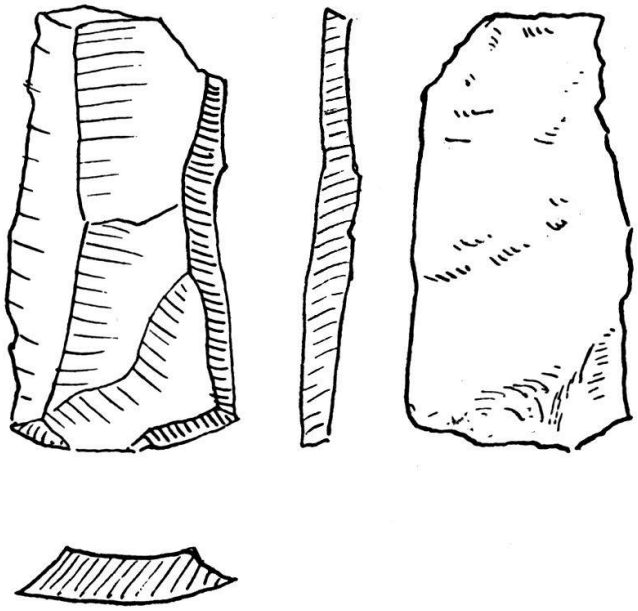
Unter Tausenden von Höhlenbären-Knochenbruchstücken und -splittern gab es etwa 90, meist Röhrenknochen, die durch ihre geglätteten, spitzen- oder zungenförmigen Enden auffallen und daher wohl als *Knochenwerkzeuge* angesprochen werden dürfen; auch hier weist ein Stück am Ende sogar eine Durchbohrung auf. Auch zwei Eckzähne scheinen als Werkzeuge hergerichtet worden zu sein [22].

Wie im Schnurenloch, ist auch im Ranggiloch die Zahl der *Steinwerkzeuge* gering. In einer Nische der Felshinterwand fand man eine hübsche, zweischneidige, große Klinge (ohne eigentliche Retusche) aus dunklem Quar-

---

[22] Siehe Anmerkung 20.

zit, wie er im Flysch des Simmentals vorkommt. Dem innersten Teil des Abri konnten auch ein Kernstück und 5 Abschläge aus grünem Hornstein entnommen werden. Wie D. Andrist berichtet, kommt ein ganz ähnliches Gestein im Tale der Simme zwischen Zweisimmen und Erlenbach vor; es ist der Radiolarit der Simmendecke — besonders schön entwickelt im Fürsteini und auf der Fürerenfluh in der Gemeinde Boltigen.



Die 1933 im Ranggiloch gefundene zweischneidige Klinge aus dunklem Quarzit. Originalgröße (Vorder- und Rückseite, Längs- und Querschnitt). Nach einer Zeichnung von David Andrist.

Mit O. Tschumi darf man annehmen, daß die urzeitlichen Jäger den Hornstein als Rohmaterial ins Ranggiloch trugen und daselbst, wie die Absplisse beweisen, durch geschicktes Abschlagen von Kernstücken die Werkzeuge erstellten, die sie bei ihrem Abzug vor Einbruch des Winters mit sich nahmen.

Das Ranggiloch, das in den kommenden Jahren noch gründlicher erforscht werden soll, ist bis heute der höchstgelegene altsteinzeitliche Rastplatz des Kantons Bern und der zweithöchstgelegene der Schweiz. Auch er ist, wie das in geringer Tiefe gefundene Bruchstück eines eisernen Gegenstandes beweist, noch in späteren Zeiten vom Menschen aufgesucht worden.

Das Chilchli.

Der Sommer 1941 brachte die Entdeckung einer dritten simmentalischen Höhlenbärenjäger-Station, diesmal im Stockhorngebiet. Die vom Bernischen Historischen Museum und vom Naturhistorischen Museum Bern ebenfalls unterstützte Erforschung dieser fast vier Stunden ob Erlenbach, in der Nähe des Vorderstockensees in 1810 m Höhe an steiler Fluh gelegenen, 10 m brei-

ten und 8 m langen Höhle, die ihrer 7 m hohen domartigen Wölbung wegen im Volksmund Chilchli geheißen wird, wurde von den drei verdienten und vorbildlich gewissenhaften Ausgräbern im Sommer 1942 in Angriff genommen.

Nach genauer Vermessung und Lageaufnahme wurde mit der systematischen Grabung acht Meter außerhalb des Höhleneingangs begonnen, wobei in mühsamer Arbeit erst eine von großen Steinen und Felsblöcken durchsetzte, 30—40 cm dicke Humusschicht mit üppigem Pflanzenwuchs entfernt werden mußte. Dieses gewissenhafte Vorgehen, Mühe und Schweiß waren nicht umsonst: schon in den Absturz-, Schutt- und Lehmschichten außerhalb der Höhle wurden nicht nur Knochen und Zähne von 25 Höhlenbären sowie einige Steinbockreste, sondern auch eine verhältnismäßig große Zahl von Feuersteinwerkzeugen (5) gefunden.

Die im August 1943 abgeschlossene zweite dreiwöchige Grabung hat auf einer Breite von 2 m bereits bis $1^1/_2$ m über die Trauflinie, also gegen das Höhleninnere geführt, so daß nun ein bis auf den felsigen Grund reichendes Profil von 2,15 m Tiefe aufgeschlossen ist. Damit sind, mit einer nochmaligen Grabung im Gehängeschutt, bis jetzt 25 Kubikmeter Material durchsucht und entfernt worden.

Der weitaus größte Teil der Funde von 1943 besteht wieder aus meist zertrümmerten Höhlenbärenknochen und zum Teil sehr schönen Höhlenbärenzähnen, deren stattlichster ein 12 cm langer Eckzahn ist. (Auch ein oberhalb der Höhle gezogener Sondiergraben hat übrigens Höhlenbärenreste zutage gefördert.) An Hand bestimmter Zähne sind mit den vorjährigen Funden bis 1943 im Chilchli — dessen Ausgrabung noch lange nicht beendet ist — insgesamt bereits 85 Höhlenbären nachgewiesen. Wiederum überwiegen die jungen Tiere gegenüber den ausgewachsenen: 51 : 34, so daß auch hier möglicherweise zur Hauptsache Jagdbeute vorliegt. Einige Reste konnten Steinwild, Hirsch, Gemse und Murmeltier zugeschrieben werden. [22a]

Ob es sich bei dreimal ungefähr in der Trauflinie bloßgelegten, genau vermessenen und photographierten auffallenden Steingefügen wirklich um *Herdstellen* handelt, wird erst die (durch Krankheit des Hrn. Dr. Ed. Gerber verzögerte) mikroskopische Untersuchung der vermuteten Holzkohlenreste ergeben. Sonderbar sind einige Hundert gerundete Kiesel, kristalline Gerölle, wie sie sonst im ganzen Gebiet zwischen Thuner- und Genfersee nirgends vorkommen. Obwohl sie meist aus sonst fundleeren Schichten stammen, sei hier doch vermerkt, daß Zotz solche um Herdstellen in einer badischen Magdalénien-Höhle gefundene ortsfremde Gneis- und Granitgerölle als Koch- und Wärmsteine ansieht (wie sie ja auch aus dem schweizerischen Mesolithikum und Neolithikum bekannt sind) und beifügt: «Die Basken, jenes

[22a] Über die Tierreste, Gesteine und Mineralien der Ausgrabung 1942 berichtet Ed. Gerber in d. Mittlgn. d. Naturf. Ges. Bern 1943. — Wie wir nachträglich erfahren. sind auch die Forschungen im Chilchli durch eine schöne Spende von der Direktion der Bernischen Kraftwerke unterstützt worden.

altertümliche Volk im Südwesten Europas, kochen noch heutigentags ihre Milch mit Hilfe eines in ein Holzgefäß gelegten erhitzten Steins[23].»

Unter den über 50 vermutlichen *Werkzeugen* und Werkzeugfragmenten aus *Höhlenbärenknochen* verdient besondere Erwähnung ein aus der Mitte der Fundschicht stammendes Röhrenknochenstück mit mutmaßlichen Gebrauchsspuren (gerundeten Kanten), wie es so vollkommen weder im Schnurenloch noch im Ranggiloch, dagegen in ungefähr gleicher Größe und in sozusagen genau gleicher Form mehrfach in den ostschweizerischen Höhlen vorgekommen ist. 10 cm lang und 2 cm breit, paßt es erstaunlich bequem in die Hand und erinnert auffallend an die von Bächler als Fellablöser und Fellglätter charakterisierten Knochenwerkzeuge.

An *Steinwerkzeugen* liegen bis heute acht aus oberen Schichten gefundene Feuersteingeräte aus Quarzit, Radiolarit, schwarzem und grünem Hornstein vor, dazu ein Kernstück aus schwarzem Hornstein sowie 9 Splitter grünlichen Hornsteins (1943), woraus auch ein 1942 gefundenes Werkzeug besteht.

Während die mutmaßlichen Knochenwerkzeuge eher an eine Primitivkultur denken lassen, scheinen die im schweizerischen Alpengebiet erstmaligen Funde zierlicher, meist stichel- und klingenförmiger Feuersteininstrumente — und insbesondere auch eines für das Aurignacien typischen Hochschabers — der bisher in der Schweiz noch kaum nachgewiesenen ältesten Stufe des Jungpaläolithikums, wenn nicht einer noch jüngeren Zeit, anzugehören. Schon das würde dem Chilchli in Anbetracht seiner Höhenlage — es ist der dritthöchstgelegene altsteinzeitliche Rastplatz der Schweiz — eine besondere Stellung in der Reihe der bisher erforschten paläolithischen Höhlen unseres Landes verheißen. In diesem Zusammenhang gewinnen auch die für die Alpen erstmaligen (allerdings nur von einem Steinbockzahn begleiteten) Funde, die D. und A. Andrist und W. Flückiger 1937 in einem Felsschirm des Diemtigtals (Niedersimmental), im ca. 1200 m hoch gelegenen Oeyenriedschopf bei Zwischenflüh, gemacht haben, neues Interesse: eine zierliche, leicht gebogene zweischneidige Feuersteinmesserklinge aus simmentalischem Radiolarit, anscheinend aus dem letzten Abschnitt der Altsteinzeit, ein breites zweischneidiges Messer aus jurassischem Feuerstein, ein sehr kleiner Stichel aus Bergkristall, sowie einige sehr feine, mesolithisch anmutende Bohrer und Stichel.

Dazu kommen aber noch — an die ostalpine Höhlenbärenjäger-Kultur des Aurignaciens erinnernd — zwei weitere bemerkenswerte Umstände: In den gleichen oberen Schichten des Chilchli wie die hier seltsam anmutenden, weil schon ziemlich fein und verschieden gestalteten Feuersteinwerkzeuge haben sich noch Höhlenbärenreste gefunden, und diese stammen meist von auffallend kleinwüchsigen Tieren — beträchtlich kleiner als im Schnuren-

[23] L. F. Zotz, Erlebte Vorgeschichte. (Wie ich in Deutschland ausgrub.) Kosmos-Stuttgart, 1934.

loch — was denn also vielleicht auf Degenerationserscheinungen, d. h. auf eine Spätzeit schließen ließe. Dem scheint auch eine vorläufige Untersuchung des im Verlaufe der klimatisch verschiedenen Zeiten in die Höhle gewehten und in verschiedenen Schichten konserviert gebliebenen Blütenstaubes (Pollenanalyse) von Dr. M. Welten (Spiez) zu entsprechen, die als Vegetationsfolge Birke, reiche Kräuterflora, Farne, Ulme, Erle, Hasel, Fichte ergeben hat.

Analoge Verhältnisse wie im Chilchli und in den andern altsteinzeitlichen Simmentalerhöhlen haben sich in den paläolithischen Schichten der Höhlen von St-Brais gefunden, von denen ihr verdienter und erfahrener Erforscher F. Ed. Koby glaubt, daß sie vom Moustérien bis ins Magdalénien, wenn nicht sogar bis in die Mittelsteinzeit von Höhlenbärenjägern besiedelt (und vielleicht sogar im Winter bewohnt) gewesen waren. Die wenigen altsteinzeitlichen Steinwerkzeuge von St-Brais zeigen nämlich teils Moustérien-, teils Aurignacien- und Magdalénien-Charakter, und eine der paläolithischen Herdstellen mit Höhlenbärenresten — vermutlich jüngstpaläolithisch oder mesolithisch — war durch eine nur 15 cm dicke Schicht von einer Tonscherben enthaltenden neolithischen Feuerstätte getrennt. Koby neigt daher zur Annahme, daß der Höhlenbär nicht nur, wie bei Thierstein und im Kaltbrunnental (Kohlerhöhle), noch in Magdalénien, sondern möglicherweise sogar noch in der Mittelsteinzeit (vor vielleicht etwa 10 000—5000 v. Chr.) gelebt hat[24].

Sollten die weiteren Untersuchungen alle Vermutungen bestätigen, so dürfte man wohl annehmen, daß der Höhlenbär auch in gewissen, von der letzten Vereisung kaum oder nur mäßig betroffenen Teilen unserer Alpen und vielleicht gerade des Berner Oberlandes nicht nur ein zwischeneiszeitliches Geschöpf war, sondern daß er noch bedeutend länger, als bisher angenommen, gelebt hat und gejagt worden ist — in einer eiszeitlichen[25] oder nacheiszeitlichen Landschaft, die ungefähr dem heutigen Aletschwald entsprechen würde, in einem weiten Jagdgefilde, auf das auch das Chilchli als günstiger Sommerhalt nomadisierender Jäger einen idealen Ausblick bot. Die in der Nähe vorkommenden Örtlichkeitsbezeichnungen «Bärschbodenfluh» und «Bärfalle» weisen darauf hin, daß sich auch in dieser Gegend vor einigen Jahrhunderten noch der Braunbär aufhielt — vermutlich noch im

---

[24] F. E. Koby, Une nouvelle station préhistoire (paléolithique, néolithique, âge du bronze): les cavernes de St-Brais (Jura bernois). Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel, XLIX, 1938.

[25] F. E. Koby, «Sur la présence, en Suisse, aux temps préhistorique, du grand Ours des cavernes» (Extrait des «Actes» de la Société Jurassienne d'émulation, Porrentruy 1937). betrachtet denn auch Schnurenloch und Ranggiloch nicht als zwischeneiszeitlich, sondern als eiszeitlich, ersteres in die Phase der zunehmenden, letzteres in jene der abnehmenden letzten Vergletscherung fallend. — Darauf und damit auf Aurignacien könnten vielleicht auch einzelne, bereits erwähnte Funde aus den drei altsteinzeitlichen Simmentaler Höhlen deuten: Im Schnurenloch zwei dolchartige Knochenspitzen, im Schnurenloch und im Ranggiloch je ein vermutlich künstlich durchlochtes Höhlenbärknochenstück, in der Nähe des Schnurenlochs und im Chilchli je ein aurignacienartiger Hochschaber.

18. Jahrhundert oder vielleicht sogar noch in den ersten Jahrzehnten des letzten Säkulums, aus welcher Zeit von letzten Bärenjagden im Simmental berichtet wird[26].

*

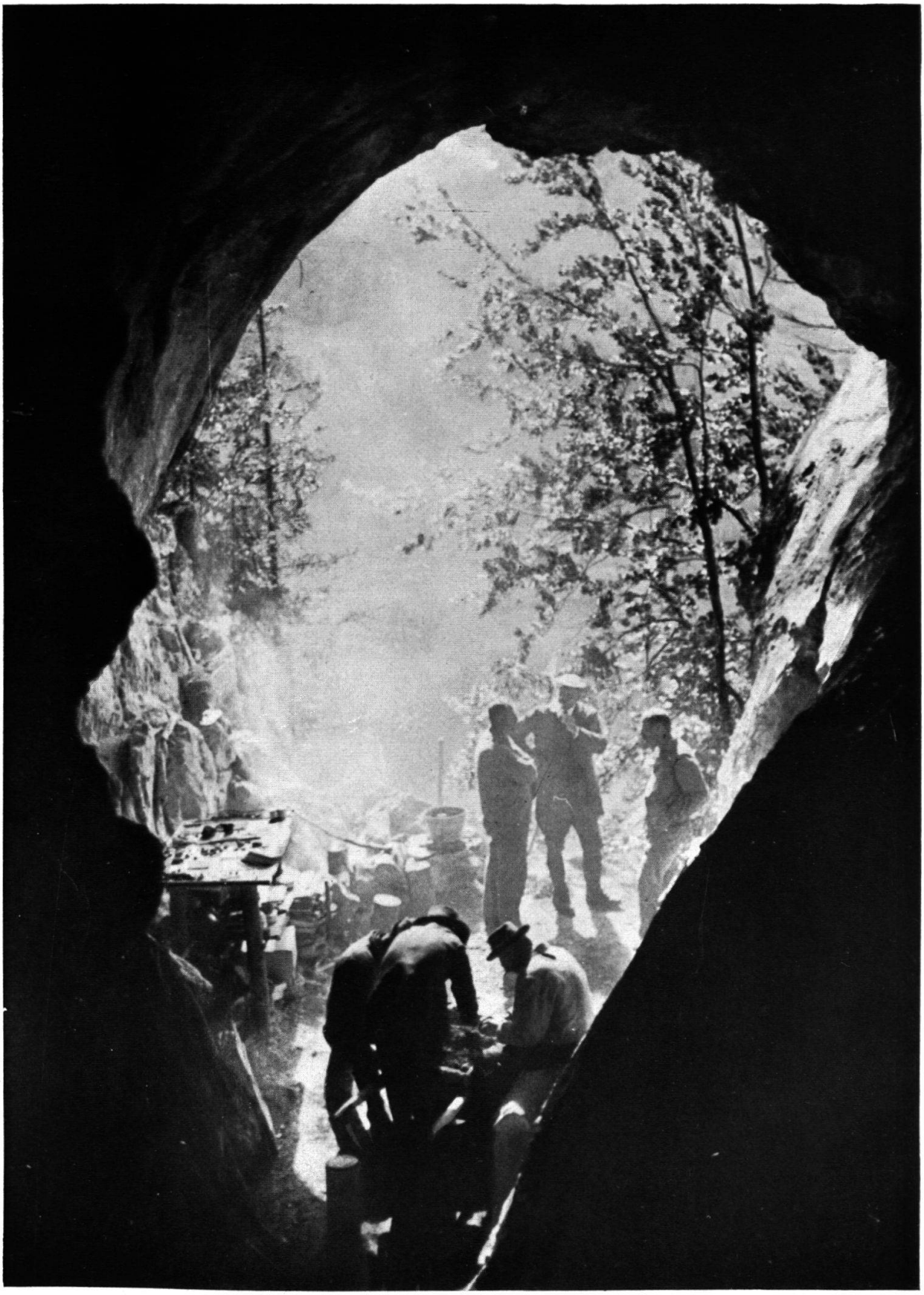
Kühl weht es aus dem stillen Chilchli, heute eine dann und wann von Schafen und Ziegen in der Mittagshitze oder bei Regen und Sturm aufgesuchte abseitige Felshöhle am Chüewang, deren Schutt vieltausendjährige Zeugnisse primitiven und doch schon so bewundernswert zweckmäßig sich behelfenden Jägernomadenlebens birgt. Die pelzige Hummel brummt am Höhleneingang um das herrliche Royalbleu des stolzen Eisenhuts. Eine jener Kriegsmaschinen, die den modernen Menschen anderswo unter die Erde hetzen, rast über Höhen und Tiefen, und eine weiße Wolke treibt langsam und beweglich wie ein riesiges quallenartiges Gebilde durch das Himmelsblau. Drüben am lichtübergossenen Felshang lagert sich der einzelgängerische Gemsbock auf dem gewohnten Rasenplätzchen zwischen den Alpenerlen zu mittäglicher Siesta — derweil die nimmermüden Herren Prähistoriker und Geologen zum soundsovielten Male sich in der delikaten Frage, ob zwischeneiszeitlich, späteiszeitlich oder nacheiszeitlich, ergehen ...

Ich aber muß an gewisse Worte Fridtjof Nansens denken, der in einer 1926 vor englischen Studenten gehaltenen und in W. Sonntags schöner Nansen-Biographie «Held des Friedens» (1943) wiedergegebenen Rede u. a. sagte: «Wir gefallen uns bei dem Gedanken, daß die Menschheit unaufhörlich vorwärtsschreite. Das ist ein so angenehmer, trostreicher Gedanke. Aber ist er richtig? Fortschritt besagt, daß man weiß, in welcher Richtung man sich bewegt; vorwärtsgehen kann man nur auf einen bestimmten Punkt hin ... Doch gerade ein solcher fester Punkt fehlt uns ja ... Es ist wahrlich mehr als zweifelhaft, ob wir einen Beweis für die Überlegenheit der sogenannten zivilisierten Menschen über ihre unzivilisierten Vorväter erbringen können ... Die aufsteigende Linie der Entwicklung, die unsere Vorfahren von der Stufe des Affen auf die des Cro-Magnon-Menschen emporführte, ist vor Jahrtausenden steckengeblieben ... Was hilft das Galoppieren, wenn es in verkehrter Richtung geht?»

Wobei die Sache schier noch bedenklicher wird, wenn man zur Ehre des erfinderischen «homo primigenius» präzisierend beifügen muß, daß die problematische «Affenstufe» nicht nur um wenigstens etliche Jahrhunderttausende hinter den jungpaläolithischen Cro-Magnon-Menschen, sondern noch hinter den Altpaläolithiker zurückzuverlegen ist — war doch schon der formschönes Werkzeug schaffende geistbegabte Neandertaler über diese Stufe hinaus und den Tasmaniern, Australiern und Feuerländern mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen ...

---

[26] W. Kasser im Simmentaler Heimatbuch, Bern 1938. — Volmar, Das Bärenbuch, Bern 1940.



Blick aus dem Schnurenloch ob Oberwil (1230 m), der ersten simmentalischen Höhlenbären-Jägerstation, erforscht in den Jahren 1928—32, 1934—36 und 1941. Vor dem Höhleneingang Prof. Tschumi im Gespräch mit zwei der Ausgräber. Aufnahme F. Utz, 1934.

Das Ranggiloch am Küblisgrat ob Boltigen (1845 m), die zweite simmentalische Höhlenbären-Jägerstation, erforscht 1932/33.

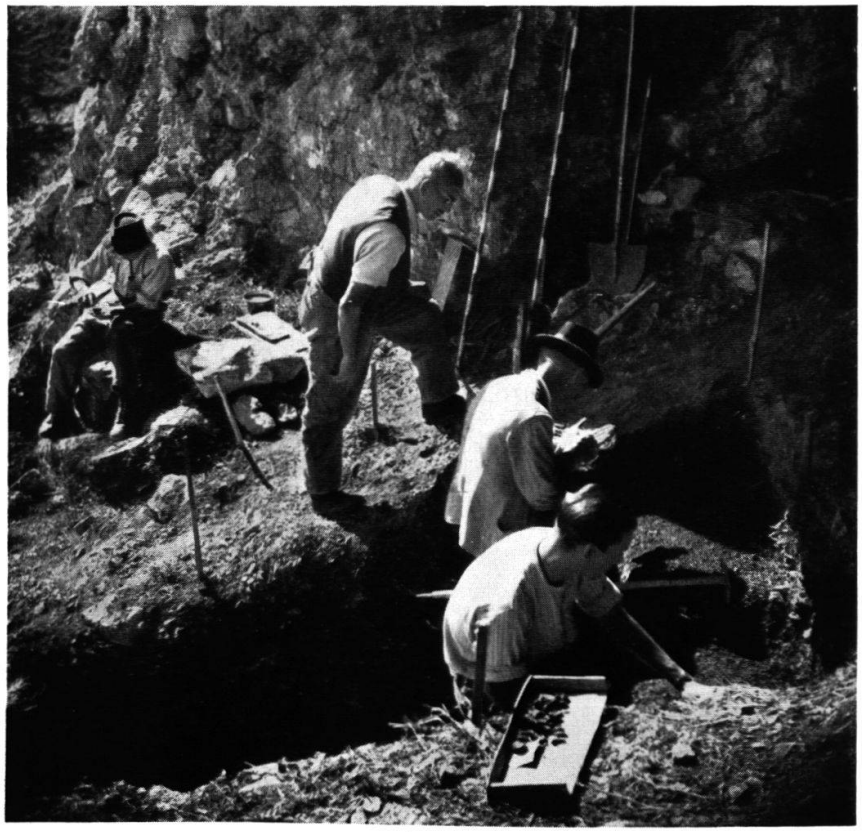
Prof. Dr. Otto Tschumi, Leiter der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des Bernischen Historischen Museums, bei der Ausgrabung im Ranggiloch 1933. Aufnahmen Volmar.

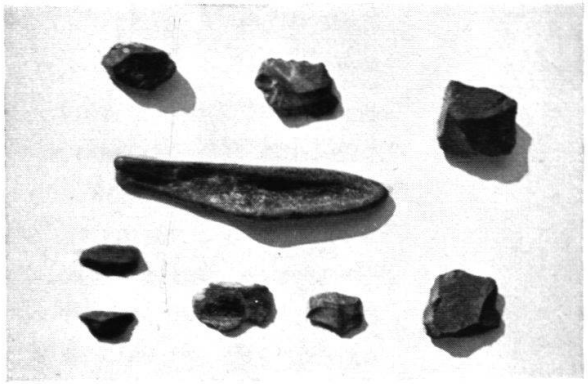
Das Chilchli im Stockhorngebiet ob Erlenbach (1810 m), die dritte simmentalische Höhlenbären-Jägerstation, erforscht 1941—43.

Grabung im Chilchli 1943: Der Schacht reicht bereits bis über die Trauflinie; vorn zwei der Ausgräber beim numerieren und registrieren der Fundstücke.

Arbeit am ca. 2 m breiten und bereits über 2 m tiefen Schichtenprofil. Sorgfältig werden die verschiedenen Schichten abgetragen und durchsucht. Vor Beginn der systematischen Grabung 1942 ist das Terrain vermessen und in Quadratmeter abgesteckt worden.
Aufnahmen Volmar.

Chilchli-Grabung 1943: Der Gehängeschutt ist bis auf den gewachsenen Fels sorgfältig abgetragen und durchsucht worden.





Unten links: Die Grabung 1943 ist auf einer Breite von 2 m bis über die Trauflinie fortgeschritten. Stehend Walter Flückiger, bei der Arbeit an den oberen Fundschichten David Andrist (links) und W. Flückiger jun. — Rechts oben: Werkzeugfunde aus dem Chilchli 1942/43: Geräte aus verschiedenartigem Feuerstein (Quarzit, Radiolarit, Hornstein), in der Mitte ein 12 cm langes und 2 cm breites Höhlenbär-Röhrenknochenstück, das als Fellablöser und Fellglätter gedient haben dürfte. — Unten: Einige der letzten Funde aus dem Chilchli: Höhlenbärenknochen und -zähne. Der größte der drei Eckzähne rechts mißt 12 cm. In der Mitte (senkrecht) der mutmaßliche Fellablöser und -glätter. Aufnahmen Volmar.